

>> Übersicht > Ausgabe 1 | 2022

Editorial



Risse

Risse sind mehr als nur Risse

MARTIN HOCHHOLZER

*Was ist eigentlich gesellschaftlicher
Zusammenhalt? Und wie können wir ihn stärken?*

KAI UNZICKER/HESTER WEIGAND

*Unser gemeinsames Haus hat Risse - Zerreißt eure
Herzen, nicht eure Kleider ... (Joel 2,13)*

FRANZ GULDE

Überpinselt die Risse nicht!

PAULINA PIEPER

Universalität erfordert Heterogenität

MARKUS DEMELE

Risse in der Bibel

JASMIN HACK/MARTIN HOCHHOLZER

Auf dem Weg zur Einheit der Kirche

JÜRGEN DITTRICH

Risse in der Biografie

MONIKA HEILMEIER-SCHMITTNER

Praktiken der Glaubenskommunikation in der Spätmoderne

Empfangen und Erzählen

ANDREE BURKE

In eigener Sache

Online-Umfrage zu unserem Magazin euangel

AKTUELLES PROJEKT

„Geheimnisvolle Gärten“

KIRCHE ENTWICKELT SICH

LebensRaum Kirche

TERMINE & BERICHTE

Kirche neu denken

REZENSIONEN

Charismatisch, evangelikal und katholisch

Zu dieser Ausgabe

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 1 | 2022](#) > [Editorial](#)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Riss, der; Substantiv, maskulin.

Laut Duden hat das Wort sehr unterschiedliche Bedeutungen, von einer „Stelle, an der etwas gerissen, zerrissen oder eingerissen“ ist, bis hin zur Bezeichnung von Beute in der Jägersprache. Risse können im Stoff oder an Wänden vorkommen oder sehr schmerzhaft im Innenmeniskus, sie können in Freundschaften entstehen; Risse sind Bestandteil der eigenen Biografie und Risse können durch eine ganze Gesellschaft gehen. Immer haben sie weitreichende Folgen.

Die vorliegende Ausgabe beschäftigt sich mit Bruchstellen, die kürzlich oder mit den Jahren entstanden sind und die optisch zu Tage treten oder verborgen sind, die man leimen oder kitten kann oder die auf alle Zeit vorhanden sind, auch wenn man sie nicht mehr wahrnimmt.

Meist wünschen wir uns, dass wir Risse beheben können, oder hoffen, dass ein existentieller Riss vielleicht auch eine Chance für einen Aufbruch und Neubeginn sein kann. Häufig ist er das allerdings nicht, und das ist nicht immer von Nachteil. Ich lade Sie ein zu einem Perspektivwechsel. Mancher Riss darf auch mal unbearbeitet bleiben und muss nicht immer sofort entfernt werden.

Doch zunächst wollen wir in die unterschiedlichen Kategorien von Rissen einführen und danach mit Kai Unzicker und Hester Weigand auf gesellschaftliche Risse in Deutschland aufmerksam machen sowie der Frage nachgehen, ob es so etwas wie gesellschaftlichen Zusammenhalt gibt und wenn ja, woraus dieser besteht. Vom Kleinen zum Großen geht es mit Franz Gulde von MISEREOR, der einen Blick auf globale Risse wirft und das Bild eines renovierungsbedürftigen Hauses skizziert, dem Wandel guttun würde.

Paulina Pieper überträgt Risse als (De-)Konstruktionen von Identität(en) in den kirchlichen Bereich, u. a. am Beispiel des Synodalen Weges, und fordert in Anlehnung an Karl Rahner, die Risse nicht zu überpinseln und sie lieber nach der Methode des Kintsugi zu bearbeiten. Dass auch aus weltkirchlicher Perspektive Heterogenität legitim ist, betont Markus Demele von KOLPING INTERNATIONAL.

Martin Hochholzer und Jasmin Hack unternehmen eine Zeitreise und spüren Risse in der Bibel auf, angefangen bei Adam und Eva bis hin zu frühchristlichen Gemeinden. Doch nicht nur das frühe Christentum kennt Spannungen, Risse und Zerwürfnisse; wie ökumenische Arbeit dieser Herausforderung heute begegnen kann, erklärt Jürgen Ditttrich.

Mit Rissen in der Biografie beschäftigt sich Monika Heilmeier-Schmittner. Sie zeigt auf, dass mittels einer sinnvollen Biografiearbeit erwartbare und unerwartete Risse gleichermaßen bearbeitet werden können.

Zu guter Letzt möchten wir Sie auf unsere [kurze Umfrage zu euangel](#) aufmerksam machen. Wir würden uns freuen, wenn Sie daran teilnehmen könnten.

Herzlich,

Ihre

Jasmin Hack



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Risse sind mehr als nur Risse

Risse sind mehr als nur Risse

Eine kleine Formenlehre

Risse sind ein vielschichtiges Phänomen. Häufig reichen sie tiefer, als man denkt, und es liegt mehr hinter ihnen, also man oberflächlich wahrnimmt. Man sollte sie deshalb ernst nehmen – und nicht nur negativ sehen, meint Martin Hochholzer.

Oft ist es anders als gedacht.

Als sich 2007 im frisch sanierten Rathaus im malerischen Staufen (südlich von Freiburg im Breisgau) Risse an den Wänden zeigten, führte man das zuerst auf das Trocknen der Farbe zurück. Doch die Risse weiteten sich rasch aus und zeigten sich auch bei benachbarten Gebäuden. Folge einer Bodensenkung?

Wie sich schließlich herausstellte, hatten Geothermiebohrungen dazu geführt, dass ein unterirdisches Wasservorkommen mit Anhydrit in Berührung kam, der sich daraufhin zu Gips umwandelte und so sein Volumen ausweitete. Die Folge: eine starke Bodenhebung. Die weitere Folge: Schäden in Millionenhöhe an Hunderten Gebäuden (vgl. Hebungsrisse in Staufen im Breisgau 2022).

Die Vielschichtigkeit von Rissen

Risse können sich also, wenn es schlimm kommt, zu Katastrophen ausweiten. Deshalb sollte man ihnen Beachtung schenken, möglichst schon in einem frühen Stadium.

Und: Was hinter Rissen steckt, ist oftmals nicht so einfach zu erkennen. Oft kommen hier mehrere Faktoren zusammen.

Das gilt gerade auch für zwischenmenschliche Risse: Spannungen, Misstrauen, Streit, Entzweiung, Verdächtigungen ...; man versteht den anderen nicht (mehr), ignoriert ihn, geht ihm aus dem Weg, bricht den Kontakt ab, will nichts mehr mit ihm (oder ihr) zu tun haben ...

Aber warum? Manchmal gibt es einen eindeutigen Anlass. Manchmal eine schleichende Entfremdung. Manche Risse sind „geerbt“. Hinter manchen stehen biographisch oder psychisch bedingte Risse und Konflikte ...

Die Friedens- und Konfliktforschung hat nicht nur viele Einsichten zu offen sichtbaren, womöglich gewalttätigen Konflikten gebracht, sondern auch die (eher) latenten Bereiche hinter Spannungen und Rissen ausgeleuchtet: sozusagen den unter der Wasseroberfläche liegenden Teil des Eisbergs ausgelotet.

Formen und Tiefenstrukturen

Der Friedenswissenschaftler Lutz Schrader unterscheidet zwischen Kommunikations- bzw. Verhaltenskonflikten, Sachkonflikten und Beziehungskonflikten. „In Kommunikations- bzw. Verhaltenskonflikten wird die Ursache primär einer bestimmten Art der Kommunikation und/oder des Verhaltens einer oder mehrerer Konfliktparteien zugeschrieben. [...] In Sachkonflikten treffen unvereinbar erscheinende Interessen und Ziele aufeinander. [...] Wenn die Konfliktparteien auf der Sachebene aneinandergeraten, liegt die Ursache dafür nicht selten in ungeklärten oder sogar gestörten Beziehungen. [...] In Beziehungskonflikten treffen unvereinbare Beziehungsdefinitionen sowie Selbst- und Fremdbilder der Beteiligten aufeinander. Hintergrund sind unterschiedliche Annahmen und Erwartungen, Werte und Überzeugungen, Glaubenssätze und Rollenverständnisse der Beteiligten“ (Schrader 2018).

Hinter diesen Konflikten liegen sozio-strukturelle und sozio-kulturelle Bruchlinien und Risse, die diese Konflikte beeinflussen oder auch überhaupt erst verursachen (vgl. ebd.).

Auf der sozio-strukturellen Ebene können sich Spannungen und Verwerfungen entlang der verschiedensten Unterscheidungen und Grenzziehungen ergeben, die das menschliche und gesellschaftliche Zusammenleben prägen:

- Staaten und Nationen
- Ethnien und Hautfarben
- Zentrum und Peripherie, Stadt und Land
- Reichtum und Entwicklungsstand
- Klassen, Schichten, Milieus
- Generationen
- Geschlechter
- Familien, Clans, Stämme



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

- Organisationen, Hierarchien
- Religionen und Konfessionen

Hier spielen natürlich auch (unausgewogene) Machtverhältnisse eine wesentliche Rolle sowie ungerechte Strukturen. Teilweise sind diese so verinnerlicht, dass sie kaum noch bewusst wahrgenommen werden – davon abhängige Konflikte erscheinen dann z. B. als Sachkonflikte, obwohl ihre Ursachen auf einer viel tieferen Ebene liegen. (So steht etwa hinter dem Streit über die Aufnahme von Menschen, die über das Mittelmeer in die EU zu flüchten versuchen, letztlich auch die Frage, welche Entwicklungsmöglichkeiten die Politik der reichen und mächtigen Länder Entwicklungsländern zugesteht.)

Auch die sozio-kulturelle Ebene bildet eine solche Tiefendimension, die oftmals leicht übersehen wird. Sie ist eng mit sozio-strukturellen Aspekten verwoben. Sozio-kulturelle Rissbildungen treten in Deutschland derzeit deutlich beim Wahrheitsverständnis hervor (Deutungen der Corona-Pandemie und des Ukrainekriegs, Verschwörungstheorien) und – damit verbunden – beim Gesellschaftsverständnis (Legitimität und Akzeptanz von demokratischen Strukturen und intermediären Organisationen). Vielleicht noch verschärfen könnten sich die Risse beim Naturverständnis, da sich die ökologische Frage offenkundig immer mehr zur entscheidenden Zukunftsfrage für die Menschheit entwickelt. Im Kontext mit Zuwanderung und Islam, aber auch mit der gesellschaftlichen Modernisierung (z. B. Geschlechterverhältnis, Akzeptanz sexueller Vielfalt, Individualisierung) sind wir bei (inter-)kulturellen Rissen im engeren Sinne, die Sitten und Gebräuche betreffen. Hier wird deutlich, wie kritisch solche kulturellen Bruchlinien sind: Letztlich betreffen sie das individuelle und kollektive Selbstverständnis, tief verinnerlichte Überzeugungen und Wertvorstellungen, die „innere Heimat“.

Die Risse hinter den immer wieder offen ausbrechenden Konflikten sind also nicht nur tiefgreifend, sondern auch sehr vielfältig, weshalb gilt: „Konflikte, in denen zwei Parteien um ein knappes Gut streiten, kommen in der gesellschaftlichen und politischen Realität im Prinzip nicht vor. Hier sind die Konflikte deutlich komplexer. In der Regel sind daran immer mehrere Personen und Gruppen in unterschiedlicher Intensität und Nähe beteiligt, die sich um verschiedene Konfliktgegenstände streiten. Nicht selten überlagern und verstärken sich mehrere Konflikte oder neutralisieren sich gegenseitig. All das macht eine eindeutige Kategorisierung so schwierig“ (Schrader 2018).

Damit wären wir aber schon bei der Entwicklung von Konflikten und Rissen.

Risse entwickeln sich – und müssen sich nicht zum großen Konflikt ausweiten

Der Konfliktforscher Friedrich Glasl hat ein Modell von Eskalationsstufen in einem Konflikt entwickelt (vgl. Glasl 2017, 120 f.): ein – möglicher! – Weg, der letztlich in den gemeinsamen Untergang beider Konfliktparteien führt, der aber auch an jeder Stelle noch gestoppt werden kann, auch wenn das zunehmend nicht mehr ohne Hilfe von außen geht (vgl. ebd. 138). Denn ab einer gewissen Stufe der Entwicklung gilt: „Der Konflikt hat uns!“ (ebd. 32). Dann nämlich, wenn es nicht mehr nur um sachliche und persönliche Differenzen geht, sondern der Konflikt eine verhängnisvolle Eigendynamik entfaltet.

Deshalb sollte man bereits, bevor es zum offenen Konflikt kommt, Rissen Beachtung schenken. Doch das ist nicht selbstverständlich:

- Glasl, der aus der Organisationsentwicklung kommt, weist z. B. auf eine Art „Flitterwocheneffekt“ hin (vgl. ebd. 60 f.): Wenn Menschen in einer Organisation mit Begeisterung gemeinsam an einer Sache arbeiten, denken sie gar nicht daran, dass auch andere Zeiten kommen können; in der Phase eines Hochgefühls werden sich andeutende Spannungen gern ignoriert. (Ähnliches gilt natürlich auch für frischvermählte Ehepaare.)
- Oder man nimmt zwar Spannungen wahr, denkt sich aber: Das wird schon; da kommt es schon nicht zur Eskalation. Und tatsächlich erledigen sich manche Differenzen von selbst oder werden nie virulent. Das kann aber auch gründlich schiefgehen. Ein aktuelles Beispiel ist die deutsche Russlandpolitik der letzten Jahre.
- Es kann auch passieren, dass man sich auf einen Riss oder auf einige wenige konzentriert – und dabei andere übersieht; Risse können von anderen Themen (z. B. auch anderen Rissen) verdeckt werden. So sollte man etwa nicht wegen des weiterhin dominierenden Rechtsextremismus den Linksextremismus außer Acht lassen. Oft merkt man erst im Nachhinein – wenn ein offener Konflikt da ist –, dass sich manche Risse bereits seit Längerem ausgeweitet haben.

Es können sich aber auch tiefe Risse und letztendlich offene Konflikte entfalten, weil interessierte Parteien sie absichtlich erzeugen und vertiefen, etwa durch Propaganda und Falschmeldungen. Auch ohne böse Absichten werden manchmal Risse behauptet und konstruiert, die so gar nicht existieren – diese Konstruktionen entwickeln dann aber leicht eine Eigendynamik (man denke nur an Huntingtons „Kampf der Kulturen“).

Zum Glück existieren aber auch vielfältige Erfahrungen in der erfolgreichen Bearbeitung von Rissen und Beilegung von Konflikten, verbunden mit einem umfangreichen methodischen Instrumentarium (vgl. z. B. Knapp 2021; Weingardt 2018; Glasl 2017). Und das auf den

verschiedensten Ebenen: Beratungsstellen (wie die Ehe-, Familien- und Lebensberatung) oder auch Mediation haben viele schon selbst in Anspruch genommen, doch auch das gute Gespräch mit einem Freund oder einer Freundin kann bei privaten Konflikten klärend wirken. SchlichterInnen kommen auf einer mittleren Ebene etwa bei Tarifverhandlungen zum Zuge, Diplomatie auf zwischenstaatlicher Ebene.

Friedensarbeit läuft aber meist ohne großes öffentliches Aufsehen ab, v. a. dann, wenn sie langfristig angelegt ist und eher auf Konfliktprävention und Konfliktnacharbeit angelegt ist: Man denke an Friedensfachkräfte in Krisenregionen, an Friedenserziehung in den Schulen, an institutionalisierte Dialoge im politischen und religiösen Bereich sowie an den Einsatz für Menschenrechte, Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Entwicklung und gutes Leben für alle.

Solch konfliktpräventive Arbeit an Rissen ist vielleicht nicht „sexy“, weil sich ihre Wirkungen oft nicht unmittelbar oder kurzfristig zeigen. Sie vermeidet aber bei überschaubaren Aufwendungen unkalkulierbare Kosten durch eskalierende Konflikte.

Sei es im privaten, öffentlichen oder zwischenstaatlichen Bereich, sei es ohne oder mit externer Unterstützung: Bei all diesen Bemühungen und Methoden zeigen sich immer wieder einige Elemente, die offenbar wesentlich sind, um Risse und Konflikte erfolgreich zu bearbeiten: Es braucht Zeit und Geduld und die Bereitschaft, sich notfalls auf externe Vermittlung und Hilfe einzulassen. Und es braucht die Bereitschaft zur Selbstkritik, die Fähigkeit, eigene Fehler eingestehen zu können – und dazu ist es nötig, einseitige Sichtweisen zu überwinden.

Umso wichtiger ist es, sich stets darum zu bemühen, die Dinge differenziert wahrzunehmen und gegenüber anderen auch so darzustellen. Das ist alles andere als selbstverständlich! Und leider wird auch in den Religionen diese Form der Wahrhaftigkeit gerade von denen, die die Wahrheit besonders hochhalten wollen – nämlich den Fundamentalisten –, missachtet und geleugnet.

Risse und Religion

Risse sein und orthodox sein – das gehört zusammen. Oder die römisch-katholische Kirche als Bollwerk gegen alle liberalen Strömungen. Oder die Verbindung von Islam und einem bestimmten Geschlechterverhältnis.

Das sind in ihrer Einfachheit natürlich kontrafaktische Klischeebilder. Aber dahinter steckt doch ein Fünkchen Wahrheit: Gelebte Religion ist immer auch mit Kultur verbunden, mit bestimmten Gebräuchen, Praktiken, Vorstellungen, Identitätskonstruktionen etc. Aber Kulturen im Plural! Denn die Realität ist stets komplexer, als es viele – nicht nur Fundamentalisten – wahrhaben wollen: Verschiedene kulturelle Ausprägungen einer Religion existieren nebeneinander.

Auch Risse in Religionen, zwischen Religionen und zwischen Religionen und ihrer Umwelt sind stets unter der Kultur-Brille zu betrachten. Denn die Verbindung von Religion und Kultur birgt leider auch Risiken und lässt sich missbrauchen. Das markanteste Beispiel liefert derzeit die russisch-orthodoxe Kirche: Eine kulturelle Vereinnahmung für eine rechtsextreme Ideologie überlagert und verdrängt dort sogar Kernelemente des Christlichen (Nächstenliebe, Achtung des Lebens, Wahrhaftigkeit).

Eine starke Verbindung von Religion und nationaler Identität bzw. Nationalismus lässt sich aber auch in vielen anderen Staaten beobachten (z. B. Polen, Indien). Das führt zu gesellschaftlichen Rissen, wenn religiöse Minderheiten benachteiligt werden. Ebenso können bestimmte Menschengruppen ausgegrenzt werden, wenn sich Religion mit kulturellen Vorstellungen wie Homophobie, Rassismus, Antiliberalismus oder starren Geschlechterrollen verbindet.

Dass Glaube und Religion zu Rissen führen – das lässt sich wohl nicht vermeiden (vgl. dazu auch in dieser Ausgabe den [Beitrag zu Rissen in der Bibel](#)). Wie bei allen starken Überzeugungen, die sich auch auf die Art und Weise des privaten Lebens und zwischenmenschlichen Zusammenlebens auswirken, kommt es über kurz oder lang zu Rissen und Konflikten. Viel Wahrheit liegt im Jesuswort: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen! [...] Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter; und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein“ (Mt 10,34 f.). Gerade da, wo Menschen besonders eng miteinander verbunden sind, können religiöse Überzeugungen zu besonders schmerzhaften Rissen führen: wenn ein Familienmitglied konvertiert, wenn es unterschiedliche Vorstellungen zur Kindererziehung gibt, wenn religiöse Normen zu sozialen (Selbst-)Ausschlüssen führen ...

Und trotzdem: Religion hat auch ungeheure Kraft, Risse zu überwinden und zu heilen. Jesus schuf eine neue Gemeinschaft, in der ganz unterschiedliche Menschen zusammenfanden: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28). Noch fundamentaler aber ist, wie Jesus durch sein Lehren und Wirken, Leiden und Auferstehen bis heute Menschen mit Gott, mit sich und mit ihren Mitmenschen versöhnt. Seine Botschaft der Nächstenliebe, die bis zu den Feinden reicht, ist für ungezählte Menschen bleibend Inspiration und Auftrag.

Nicht nur das Christentum, sondern auch andere Religionen weisen diese Ambivalenz zwischen Spaltung und Versöhnung in ihren Lehren, Ritualen, Ethiken und ihrem

Gemeinschaftsleben auf. Sie bieten einen Ort, um Risse zu thematisieren und zu bearbeiten. Darüber hinaus aber können religiöse Akteure nicht nur gesellschaftliche, ethnische und zwischenstaatliche Risse und Konflikte befeuern, wie eben dargestellt, sondern auch als Friedensstifter wirken. Sie sind nicht nur in verschiedenster Weise in der (langfristig-präventiven) Friedensarbeit aktiv, sondern können immer wieder auch ihr gesellschaftliches Ansehen und das politische Gewicht ihrer prominenten VertreterInnen in die Waagschale werfen, um akute Auseinandersetzungen zu entschärfen oder sogar drohende Kriege zu verhindern (vgl. Weingardt 2018).

Risse – Anzeichen für Veränderung

Dass Klaus Mertes im Jahr 2010 Missbrauchsfälle am Canisius-Kolleg Berlin an die Öffentlichkeit brachte, hatte neue Risse und die Vertiefung bisheriger Risse zur Folge: zwischen Aufklärern und Vertuschern, zwischen Bewahrern und Erneuerern, zwischen Kirche und Gesellschaft ... Doch eines ist nicht zu bestreiten: Es ist bereits Bewegung in das kirchliche System gekommen, Schutzmaßnahmen wurden eingeführt, der Blick auf die Betroffenen hat sich bei vielen fundamental geändert.

Man sollte Risse nicht nur negativ sehen. Manchmal entstehen Risse notwendigerweise, wenn Neues entsteht: wenn etwa ein Keimling aus dem trockenen Boden bricht, wenn mit dem arktischen Frühling das Packeis zerbricht, wenn starre Positionen aufbrechen und bisher Undenkbares denkbar wird. Oder wenn eine ungute „allgemeine Meinung“ in Frage gestellt wird – wie etwa in der Vergangenheit jene, dass Sklaverei legitim sei, oder in den letzten Jahrzehnten diese, die Umwelt werde schon unseren Müll und unsere Emissionen ohne größere Folgen schlucken: Bis eine neue Ansicht zur „allgemeinen Meinung“ geworden ist, kommt es zu vielen Diskussionen, Konflikten und gesellschaftlichen Rissen.

Umgekehrt kann aber auch die Wahrnehmung von Rissen und ihren Tiefendimensionen überhaupt erst der Anlass sein, bestimmte Probleme im menschlichen und zwischenmenschlichen Leben anzugehen. Wie gesagt: Risse müssen nicht der Weg in eine Katastrophe sein, sondern man bearbeitet sie am besten, bevor es zum großen Konflikt kommt. Dann steckt in ihnen großes Potential für Entwicklung und positive Veränderungen.

Literatur

Glasl, Friedrich, Selbsthilfe in Konflikten. Konzepte - Übungen - Praktische Methoden, Stuttgart/Bern 92017.

[Hebungsriss in Staufen im Breisgau](#), in: [Wikipedia, 2022](#) (alle Internetquellen abgerufen am 21.4.2022).

Knapp, Peter (Hrsg.), Konfliktlösungs-Tools. Klärende und deeskalierende Methoden für die Mediations- und Konfliktmanagement-Praxis, Bonn 72021.

[Schrader, Lutz, Formen und Typen innerstaatlicher Konflikte, 2018.](#)

Weingardt, Markus A., Was Frieden schafft. Religiöse Friedensarbeit. Akteure - Beispiele - Methoden. Unter Mitarbeit von Friederike Faust (Bundeszentrale für politische Bildung: Schriftenreihe 10242), Bonn 2018.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Was ist eigentlich gesellschaftlicher Zusammenhalt? Und wie können wir ihn stärken?

Was ist eigentlich gesellschaftlicher Zusammenhalt? Und wie können wir ihn stärken?

Über 80 Prozent der Deutschen sorgen sich mehr oder minder um den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft. Aber was gefährdet ihn denn? Noch grundsätzlicher: Woraus besteht der sprichwörtliche Kitt, der unsere Gesellschaft zusammenhält, und wie kann jede:r von uns etwas zu ihm beitragen?

Eine Frau steht auf dem Bürgersteig vor dem Hauseingang, neben ihr ein Sofa. Das sperrige Möbelstück muss in den dritten Stock. Allein ist das für sie nicht zu bewerkstelligen. Wenn jetzt zwei Nachbar:innen kämen und mit anpackten, dann wäre es geschafft. Klingt selbstverständlich, ist es aber nicht überall. Damit die Schritte dahin gelingen – die nachbarschaftliche Ansprache, die Bereitschaft und das Zupacken –, müssen eine Reihe von Voraussetzungen gegeben sein. Sie haben viel mit gesellschaftlichem Zusammenhalt zu tun. Aber wo genau macht sich der in dieser kleinen Episode bemerkbar? Darum soll es im Folgenden gehen.

Das Projekt „Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt“ der Bertelsmann Stiftung beschäftigt sich seit zehn Jahren mit Fragen des gesellschaftlichen Wandels. Dort definieren wir Zusammenhalt anhand von drei Bereichen mit insgesamt neun Dimensionen und messen auch seine Qualität darüber. Diese drei Bereiche sind:

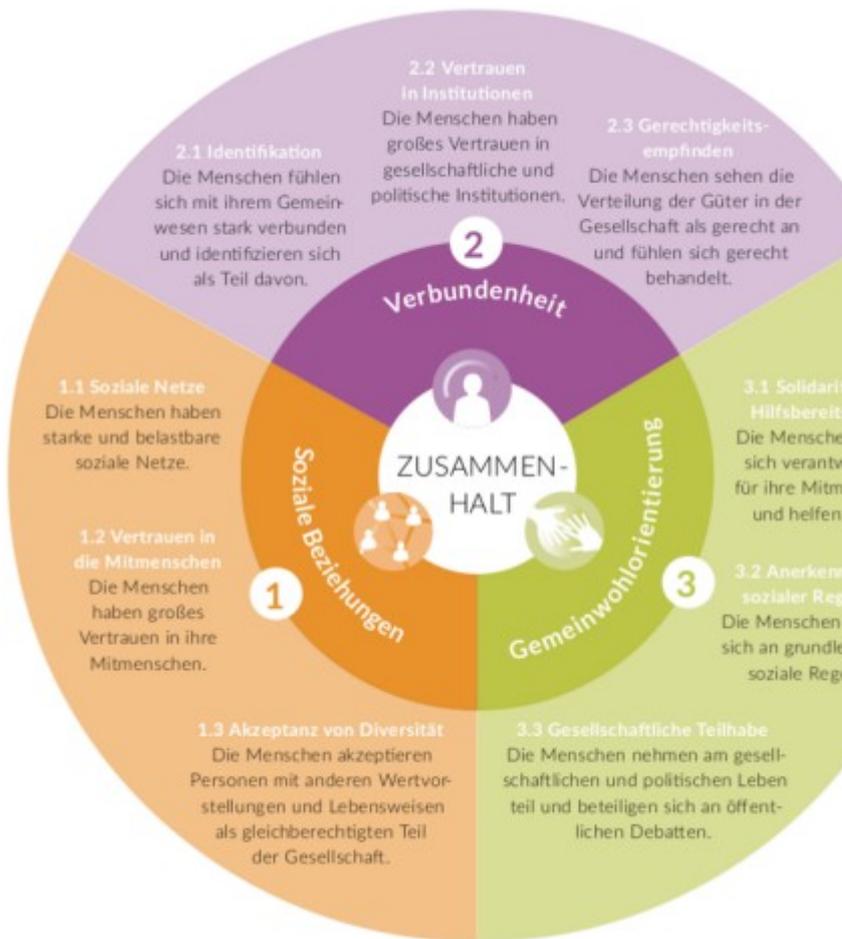
- stabile, vertrauensvolle und vielfältige soziale Beziehungen zwischen den Menschen
- starke Gefühle von Verbundenheit und Zugehörigkeit zum Gemeinwesen
- Bereitschaft, sich für das Gemeinwohl einzusetzen



Dr. Kai Unzicker ist Sozialforscher und leitet bei der Bertelsmann Stiftung das Projekt „Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt“.



Hester Weigand ist Politologin und bei der Bertelsmann Stiftung Koordinatorin der Allianz für gesellschaftlichen Zusammenhalt.



Bereiche und Dimensionen gesellschaftlichen Zusammenhalts. Quelle: Bertelsmann Stiftung.

Vertrauen ist der Kitt der Gesellschaft

Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Sofa ohne professionelle Hilfe in den dritten Stock gelangt, ist höher, wenn stabile Beziehungen zu Nachbar:innen und Freund:innen bestehen. Dann ist es leichter, diese auch anzusprechen. Und wenn – bleiben wir bei der Frau aus unserer kleinen Episode – gerade niemand da ist, den sie persönlich kennt, dann hilft es ihr, wenn sich die Menschen in der Gesellschaft gegenseitig vertrauen. Wer eher misstrauisch auf andere Menschen schaut, wird sich weder gerne helfen lassen noch spontan Hilfe anbieten. In modernen Gesellschaften, in denen sich die wenigsten Menschen persönlich kennen, ist daher Vertrauen das Schmiermittel, das dafür sorgt, dass wir trotzdem miteinander umgehen können.

In vielfältigen Einwanderungsgesellschaften, in denen Menschen unterschiedlicher Lebensstile, Herkunft und Religion zusammenleben, gilt das umso mehr. Problematisch wird es, wenn vertrauensvolle Beziehungen nur zwischen denjenigen existieren, die einander gleichen. Stattdessen bedarf es des sogenannten brückenbildenden Sozialkapitals, wie es der Soziologe Robert Putnam genannt hat. Damit meinte er ein Vertrauen und Beziehungen, durch die Brücken zwischen unterschiedlichen Menschen und Gruppen entstehen.

Ohne Gemeinwohlorientierung bleiben die, die Hilfe brauchen, häufig allein

Auch eine starke Gemeinwohlorientierung hilft dabei, das Sofa vom Bürgersteig zu bekommen. Denn je mehr Menschen es gibt, die von sich aus bereit sind, solidarisch und hilfsbereit zu agieren, desto stärker ist der Zusammenhalt. In einer Gesellschaft, in der jede:r vor allem an sich selbst denkt, bleiben die, die Hilfe und Unterstützung benötigen, häufig allein. Dann wird es nicht nur schwierig, ein Sofa die Treppe hinaufzubringen: Wenn kein Gespür für das Gemeinwohl da ist, dann passiert es eher, dass Menschen Möbel, die sie nicht mehr brauchen, als wilden Müll am Straßenrand zurücklassen.

Der Zusammenhalt in Deutschland ist stabil, aber herausgefordert

Im „Radar gesellschaftlicher Zusammenhalt“ haben wir, gemeinsam mit anderen Wissenschaftler:innen, das Niveau und die Entwicklung des Zusammenhalts in Deutschland anhand der genannten drei großen Bereiche empirisch untersucht. Dabei konnten wir den verbreiteten Eindruck, es stünde schlecht um unser gesellschaftliches Miteinander, nicht bestätigen. Vielmehr ist der Zusammenhalt im Zeitverlauf überraschend stabil. So ist zum Beispiel die Zahl der Menschen, die sich für das Gemeinwohl engagieren und sich für Schwächere einsetzen, gleichbleibend hoch – auch wenn sich die Art und Weise des Engagements verändert hat. Ein paar Herausforderungen gibt es jedoch und die sollten wir im Auge behalten.

Nicht alle Menschen sind gleichermaßen eingebunden

Inzwischen ist ausreichend belegt, dass ärmere Menschen und Personen mit geringer Qualifikation, aber auch Menschen mit Migrationsgeschichte und Alleinerziehende in ihrem Alltag einen geringeren Zusammenhalt erleben. Das heißt, selbst wenn im Durchschnitt in Deutschland der Zusammenhalt verhältnismäßig stark ausgeprägt ist, sind nicht alle Menschen und Bevölkerungsgruppen in gleichem Umfang in die Gesellschaft eingebunden: Die sozialen Netze einiger sind weniger dicht gewoben, sie fühlen sich weniger zugehörig, häufig empfinden sie ihre Lebensumstände als ungerecht und sie erleben in ihrem Umfeld ein geringeres Maß an Solidarität.

Der Umgang mit Vielfalt polarisiert

Bei einigen Teilaspekten von Zusammenhalt gibt es auch zweischneidige Entwicklungen: So ist zwar die Akzeptanz von Diversität, also die Offenheit für unterschiedliche Lebensentwürfe und Wertvorstellungen, in den letzten Jahren insgesamt in Deutschland größer geworden. Jedoch tun sich bei diesem Thema teilweise deutliche regionale Klüfte auf – etwa zwischen Ost- und Westdeutschland und zwischen verschiedenen Milieus. Während also ein großer Teil der Gesellschaft immer offener für Vielfalt wird, verändern sich die Haltungen anderer Teile kaum oder werden sogar zunehmend ablehnender.

Die Entfremdung von den demokratischen Institutionen nimmt zu

Problematische Aspekte zeigen sich auch beim sogenannten Institutionenvertrauen: Jede Gesellschaft benötigt ein gewisses Maß an Unterstützung für die Institutionen, die sie repräsentieren. Dazu gehören Regierungen, Parlamente und Parteien. Damit ist kein blindes Vertrauen gemeint, sondern ein aufgeklärtes und aufmerksam-kritisches Vertrauen. Allerdings ist schon seit längerem eine gewisse Entfremdung der Bürger:innen von den politischen Institutionen erkennbar. Sie kann im schlimmsten Fall zu einer Bedrohung für die freiheitliche Demokratie werden. Mit dem geringen Institutionenvertrauen geht noch ein zweiter Befund einher: Ein überwältigender Teil der Deutschen hat den Eindruck, dass es in unserer Gesellschaft ungerecht zugeht. Dieses Gefühl, nicht fair behandelt zu werden, stellt ebenfalls ein Risiko für den Zusammenhalt dar.

Wo die Teilhabechancen größer sind, fällt der Zusammenhalt stärker aus

Wir haben in den letzten Jahren unterschiedliche Nationen, die deutschen Bundesländer, verschiedene Städte und Regionen im Hinblick auf ihren Zusammenhalt untersucht. Eine klare Tendenz zeigte sich dabei immer: Der Zusammenhalt ist dort stärker, wo die Menschen bessere Chancen auf eine aktive und selbstbestimmte Teilhabe an der Gesellschaft haben. Wo Armut und Ungleichheit herrschen, fällt der Zusammenhalt geringer aus. Genauso ist der Zusammenhalt dort schwächer, wo etwa mehr Schüler:innen die Schule ohne Abschluss verlassen und wo die soziale Infrastruktur weniger gut ausgebaut ist.

Trotz verbreiteter Verunsicherung hat sich der Zusammenhalt in der Corona-Pandemie bewährt

Dass wir heute so viel über Zusammenhalt sprechen und sich viele Menschen Sorgen darum machen, hängt damit zusammen, dass wir uns mitten in einer Phase dramatischer und fundamentaler Veränderungen befinden: Die fortschreitende Globalisierung, die Digitalisierung aller Lebensbereiche, Flucht- und Migrationsbewegungen, die rasant alternde Gesellschaft und die sich abzeichnende Klimakatastrophe stellen viele Bereiche unseres gewohnten Zusammenlebens infrage. Die Veränderungsdynamik erzeugt ein großes Bedürfnis nach Sicherheit und Stabilität, das auch in einer zunehmenden Sorge um den Zusammenhalt zum Ausdruck kommt. Dabei zeigen die vielen positiven Erfahrungen der

Corona-Pandemie, dass unser Zusammenhalt stark genug ist, um sich auch in Krisen zu bewähren.

Wie der Zusammenhalt gestärkt werden kann

Selbst wenn wir also davon ausgehen können, dass die weitverbreitete Sorge um den gesellschaftlichen Zusammenhalt übertrieben ist, so lassen die geschilderten Handlungsfelder erkennen: Es gibt reale Gefährdungen des Zusammenhalts, mit denen wir uns als Gesellschaft dringend befassen müssen. So können wir den Zusammenhalt fördern, indem wir uns gezielt um die Unterstützung von Familien und insbesondere Alleinerziehenden kümmern und Armut beziehungsweise Armutsfolgen bekämpfen. Auch zeigen unsere Studien, dass alles, was zu einer gelingenden Integration in der Einwanderungsgesellschaft beiträgt, den Zusammenhalt stärkt.

Worauf es ankommt

Das Zusammenleben in einer vielfältigen Einwanderungsgesellschaft, in der Menschen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen und Wertvorstellungen miteinander auskommen müssen, ist keineswegs einfach oder konfliktfrei. Mithin ist auch der gesellschaftliche Zusammenhalt keine Selbstverständlichkeit, sondern etwas, um das man sich aktiv kümmern muss. Dazu gehört als Minimalvoraussetzung, dass die unterschiedlichen Mitglieder der Gesellschaft voneinander wissen, miteinander sprechen und sich wechselseitig als zugehörig anerkennen. Wenn das gegeben ist, lassen sich auch Auseinandersetzungen über das konkrete Zusammenleben führen – fair und auf Augenhöhe.

Den Zusammenhalt in der Nachbarschaft, genauso wie in der Gesellschaft insgesamt, kann man weder bei einem Onlinehändler bestellen noch lässt er sich von der Politik oder der Stadtverwaltung per Verordnung herstellen. Er muss vielmehr von uns allen täglich aufs Neue gelebt werden. Vor der eigenen Haustür, in der eigenen Nachbarschaft können wir damit beginnen. Etwa indem wir aufeinander zugehen, uns dafür interessieren, wer nebenan wohnt, und uns für die Angelegenheiten im eigenen, überschaubaren Umfeld einsetzen. Tatsächlich sind es manchmal die kleinen, spontanen Aktionen, die spürbar etwas verändern im Miteinander: Zum Beispiel, wenn wir einer uns nur vage bekannten Frau, die mit einem Sofa auf dem Bürgersteig unserer Straße steht, Hilfe anbieten.

Erstveröffentlichung in:

Stiftung Bürgermut (Hrsg.), Zusammenhalt. Gute Nachbarschaft, bunte Vielfalt und faire Debatten, Berlin 2021, 12–17.

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Unser gemeinsames Haus hat Risse - Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider ... (Joel 2,13)

Unser gemeinsames Haus hat Risse - Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider ... (Joel 2,13)

Die Welt kann mit einem renovierungsbedürftigen Haus verglichen werden. Wie ist es zu dieser Lage gekommen, was bedeutet es, in einem solchen Haus leben zu müssen, und vor allem: Wie kann Wandel erzeugt werden? Franz Gulde gibt dazu Antworten aus der praktischen Arbeit von MISEREOR heraus.

„Wir müssen unser verlorenes Gefühl der Ehrfurcht, der Ehrerbietung, des Respekts und der Verbundenheit mit der gesamten Schöpfung zurückgewinnen.“

(Yolanda R. Esguerra, Philippinen)

„Ich sehe täglich, dass arme Menschen wegen Klimakatastrophen in die Städte abwandern und dort unter ungesunden Bedingungen leben. Es ist meine Pflicht, die Umwelt für uns und die zukünftigen Generationen zu retten.“

(Zahangir Alam, Bangladesch)

„Wir sind es leid, von Konzernen und unserer Regierung zu hören, dass sie ihr Bestes tun, um unseren Planeten zu retten. Wir brauchen kein Greenwashing und leere Versprechungen; wir brauchen einen Systemwechsel. Auf diese Weise wird Klimagerechtigkeit möglich sein.“

(Eloisa Mae Abejaron, Philippinen)

„Der zentrale Punkt ist, dass menschliche Entwicklung nur dann dauerhaft gesichert werden kann, wenn wir die Zerstörung der Ökosysteme und den gefährlichen Erdsystemwandel beenden. Wir müssen unsere Wirtschaften so organisieren, dass sie die Regenerationsfähigkeiten des Erdsystems nicht überfordern.“

(Prof. Dirk Messner, Deutschland)

Unser gemeinsames Haus

In der aktuellen Zeit über „Risse“ zu schreiben, die wir auf globaler Ebene wahrnehmen, führt unweigerlich dazu, den vor den Augen Europas stattfindenden Krieg in der Ukraine in den Blick zu nehmen. Zur Genese, den Auswirkungen und den Möglichkeiten der Eingrenzung dieses Krieges wird aktuell viel diskutiert und geschrieben. Wenn man jedoch über globale Risse nachdenken möchte, muss der Blick über den Krieg in der Ukraine hinausgehen, weil er – bei allen gravierenden Folgen für die Menschen, die davon betroffen sind – unseren Blick sehr stark auf einen Konflikt in einer Region einschränkt. Unsere Welt zeigt aber auch an vielen anderen Orten Risse, die wahrgenommen werden wollen, ja unser Planet als ganzer steht mächtig unter Spannung.

Für diesen Blick aufs Ganze steht auch Papst Franziskus mit seiner Enzyklika *Laudato si'*. Angesichts der globalen Entwicklungen mahnt er uns zur „Sorge für das gemeinsame Haus“. In Anlehnung an den Sonnengesang des heiligen Franziskus steht unsere Schwester, Mutter Erde, für dieses gemeinsame Haus (LS 1). Dieses Haus haben wir in den letzten Jahrhunderten bewohnt, aber zu wenig in den Erhalt und die Renovierung – die Erneuerung – investiert. Was es bedeutet, in einem renovierungsbedürftigen Haus zu wohnen, können wir uns alle lebhaft vorstellen: Das Dach ist undicht, der Abfluss verstopft, die Heizung streikt, die Fenster schließen nicht mehr richtig. Wie renovierungsbedürftig unsere Erde ist, wird uns täglich über das Fernsehen, die sozialen Medien und die Zeitungen vor Augen geführt.

So hat dieses Haus – nicht zuletzt seit der Industrialisierung und durch unsere Art zu wirtschaften – Risse bekommen, zunächst lokal, regional, mit der zunehmenden Globalisierung global wahrnehmbare Risse. Haben wir erst vornehmlich die sozialen Spaltungen wahrgenommen, so treten in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher auch die ökologischen Krisen zutage. Uns wird bewusst, dass alles mit allem verbunden ist – im Positiven wie im Negativen.

Einige exemplarisch ausgewählte Daten können veranschaulichen, wo wir aktuell stehen:

- Im Jahr 2017 lebten 695 Millionen Menschen weltweit in absoluter Armut (von weniger als 1,9 Dollar pro Tag); das entspricht etwa 9,3 % der Weltbevölkerung. Über 40 % dieser Menschen leben in Subsahara-Afrika (bpb, THE WORLD BANK).
- Die 42 reichsten Menschen weltweit verfügen über so viel Vermögen wie die 3,7 Milliarden Menschen der ärmeren Hälfte zusammen.
- Im Jahr 2017 flossen 82 % des weltweiten Wachstums in die Taschen der reichsten Menschen der Weltbevölkerung (Oxfam).
- Die industrialisierte Landwirtschaft verbraucht 70 % der Land- und Wasserressourcen,



Franz Gulde arbeitet als Leiter der Abteilung Bildungs- und Pastoralarbeit bei MISEREOR.

erzeugt aber nur 30 % der Nahrungsmittel weltweit – Kleinbauernfamilien erzeugen 70 % der Nahrung, nutzen dazu aber nur 30 % der weltweiten Land- und Wasserressourcen (MISEREOR).

- 82,4 Millionen Menschen sind auf der Flucht (UNO).
- Ende 2020 gab es weltweit 55 Millionen Binnenvertriebene, 48 Millionen infolge von Konflikten und Gewalt, 7 Millionen infolge von Katastrophen in 104 Ländern und Territorien (IDMC).

Diese nackten Zahlen veranschaulichen, vor welchen Herausforderungen wir als Weltgemeinschaft stehen und welche Risse unser gemeinsames Haus bereits hat.

Risse decken auf

Beschädigen Risse ein bestehendes System, so sind sie aber nicht *per se* negativ zu beurteilen. Sie decken auf, wo Spannungen bestehen, wo etwas nicht mehr zusammenpasst, wo Veränderungen sich ihren Weg bahnen, wo Handlungsbedarf besteht.

Wir sehen, dass die Aufteilung in eine Erste, Zweite und Dritte Welt ein Ende gefunden hat. Heute sprechen wir von der Einen Welt. Eine Welt, dieser Begriff ist Wirklichkeit und Anspruch zugleich. Die Globalisierung hat die Länder und Kontinente immer enger zusammengeführt, die alten Spaltungen sind aber nicht überwunden, sondern wurden teilweise durch andere Kategorien ersetzt. So teilen wir unsere Welt beispielsweise in Industrieländer, Schwellenländer und Entwicklungsländer ein. Gleichzeitig hat das Nord-Süd-Paradigma an Plausibilität verloren. Wir beobachten, dass sich die Gesellschaften im geographischen Norden und Süden, im Osten und Westen immer mehr ähneln – mit positiven und negativen Konsequenzen. Die Schere zwischen Armen und Reichen öffnet sich in vielen Ländern weiter, aber Menschen aus den ärmeren Schichten haben ihre Lebenssituation auch verbessern können und es hat sich in vielen Ländern eine Mittelschicht ausgebildet. Weil die geographische Zuschreibung zwischen Süden und Norden die klassische Spaltung zwischen Armen und Reichen nicht mehr richtig abbildet, spricht man heute vom globalen Norden und globalen Süden. Will heißen, die Risse verlaufen aktuell nicht mehr entlang der geographischen Linien, sondern quer durch alle Gesellschaften in den Ländern des Nordens, Südens, Ostens und Westens: In den reichsten Ländern finden wir extrem arme Menschen und in den ärmsten Ländern finden wir extrem reiche Menschen.

Trägt das Nord-Süd-Paradigma nicht mehr, so prägt es dennoch häufig noch unser heutiges Denken und Handeln. Aktuell wird uns vielfach schmerzlich bewusst, wie stark koloniale Muster nach wie vor in uns präsent sind. Wunden, die jahrhundertlang durch die Kolonialisierung aufgerissen wurden, treten heute zutage. Verwundungen, die noch immer da sind, die nach Heilung verlangen. Prozesse der Dekolonialisierung werden angestoßen, aber es bleibt noch viel zu tun.

Leave no one behind

Angesichts dieser Situation haben sich die Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen mit der Agenda 2030 im Jahr 2015 auf 17 Nachhaltigkeitsziele verpflichtet. Alle Ziele fokussieren die Forderung, dass niemand zurückgelassen werden sollte – *leave no one behind!* Das macht deutlich: Der Mensch steht im Mittelpunkt. Wie schwer es ist, diese Forderung einzulösen, springt uns jeden Tag aus den Medien ins Auge und dringt unüberhörbar an unsere Ohren. Während wir das Geschenk von über 70 Jahren Frieden in Europa im Rücken haben und in einer Gesellschaft leben, die den weitaus meisten Menschen ein Auskommen sichert, sehen wir Bilder von militärischen Konflikten und Kriegen, wie in der Ukraine, in Syrien oder dem Jemen, von Naturkatastrophen, beispielsweise auf den Philippinen, wir sehen Menschen auf der Flucht vor Konflikten, Gewalt, Katastrophen und wir hören Stimmen von Menschen, die alles verloren haben, ihr Dach über dem Kopf, ihre Heimat, ihre Zukunftsperspektive.

Angesichts der äußeren Zerrissenheit durchleben wir eine innere Zerrissenheit. Wir stellen uns Fragen: Wie viele von diesen Nachrichten lassen wir an uns heran, was blenden wir aus? Was können wir und was sind wir bereit zu tun, damit alle Menschen in Würde leben können?

Fastenzeit

Wir Christinnen und Christen haben gerade mit der Feier des Osterfestes die Fastenzeit hinter uns gelassen, die österliche Bußzeit, Zeit der Besinnung, der Umkehr, des Perspektivwechsels. 1958 haben die Bischöfe das Werk MISEREOR gegründet und ihm die Gestaltung einer Fastenpastoral – der Fastenaktion – ins Stammbuch geschrieben. So ist MISEREOR seit über 60 Jahren auf dem Weg, das Fasten von seinem Auftrag her immer wieder neu zu buchstabieren – im Angesicht der globalen Krisen, Spaltungen und Herausforderungen. Das Werk weiß sich dabei getragen von der hoffnungsstiftenden christlichen Botschaft, den ermutigenden Projekten, die die Partner in Afrika, im Nahen Osten, in Asien und Ozeanien, in Lateinamerika und der Karibik auf den Weg gebracht haben und immer wieder neu bringen, dem internationalen Dialog und der vielfältigen Unterstützung von Einzelpersonen, Gruppen, Verbänden, Schulen und Pfarreien in Deutschland.

Es geht! Gerecht.

Die radikale Botschaft des Evangeliums und die globale Verbundenheit in der Weltkirche, mit kirchlichen und nichtkirchlichen Partnerinnen und Partnern, sind ein Geschenk, ein starkes Potential, sich den Verwundungen und Rissen zu stellen. Der Dialog und die persönlichen

Begegnungen nähren unsere Hoffnung, setzen Kreativität frei und machen Mut: Es geht noch was in unserer Welt.

Weil noch etwas geht, deshalb hat MISEREOR mit der Fastenaktion 2022 den Blick auf die globale Klimakrise gelenkt. „Die schleichenden Naturkatastrophen wie Dürre oder der Anstieg des Meeresspiegels und auch plötzliche Naturkatastrophen wie Wirbelstürme oder Starkniederschläge richten besonders in den Entwicklungsländern verheerende Schäden an“, schreibt Anika Schroeder (MISEREOR) in einem Beitrag zur Fastenaktion. Die Klimakrise trifft zuerst die Verletzlichsten, die Armen, so z. B. die Menschen in Bangladesch und auf den Philippinen, die noch in den Uferzonen von Meeren und Flüssen leben oder die bereits ihr Zuhause verlassen mussten, wie die ca. 1.400 Menschen, die in Bangladesch täglich von den Küsten des Meeres und der Flüsse in die Hauptstadt Dhaka ziehen, um dort eine sicherere Heimat zu suchen. Die Lebenssituation dieser Menschen wie auch die der von der Flut im Ahrtal und im Rheinland im Sommer 2021 Betroffenen führt uns vor Augen, dass die Klimakrise real ist. Sie reißt Menschen heraus aus ihren sozialen Netzwerken, aus ihren Häusern, ihren Berufen, von ihrem Land. Risse tun sich auf, Wunden schmerzen.

Es mangelt nicht an Wissen über die Ursachen der Krise. Sie ist menschengemacht. Wir leben im Anthropozän. Müssen wir nicht resignieren angesichts dieser bedrohlichen Entwicklungen?

Wenn wir die Fachleute, beispielsweise den IPCC (Weltklimarat), ernst nehmen, wissen wir, dass wir die Klimakrise noch abwenden können. Wir wissen auch, die Zeit drängt. Und wir wissen, dass wir die Lösung nicht allein finden können, sondern nur im internationalen Dialog und mit gemeinsamen Anstrengungen in allen Ländern.

Du stellst meine Füße auf weiten Raum

Der Schmerz über die Brüche, die Verwundungen, das Gebrochensein spricht auch aus dem aktuellen MISEREOR-Hungertuch, das die Künstlerin Lilian Moreno Sanchez gestaltet hat. Konfrontiert mit dem Röntgenbild eines gebrochenen Fußes – brutale Folge von Protesten gegen soziale Ungerechtigkeit in Chile im Jahr 2019 – spüren wir den Schmerz. Jede und jeder weiß, was es bedeutet, wenn man eine Verletzung am Fuß hat. – Die Botschaft des Hungertuches lässt uns aber nicht mit dieser schmerzhaften Erfahrung zurück. Die Risse und Brüche im Stoff des Hungertuches (Bettwäsche aus einem Krankenhaus und einem Kloster) bleiben nicht offen. Sie sind mit Nähten verschlossen, mit goldenen Nähten, die wiederum goldene Blüten hervorbringen. „Du stellst meine Füße auf weiten Raum – die Kraft des Wandels“: Aus der Zusage unseres Gottes (Psalm 31,9) schöpfen wir Kraft für den Wandel, wenn die Herausforderungen und Risse auch noch so groß erscheinen. Diese Hoffnungsbotschaft verbindet die Künstlerin – angesichts der politischen Situation in Chile während der Entstehung des Werkes – mit dem Hungertuch und macht uns Mut, uns für den Wandel einzusetzen.

Die Kraft des Wandels

Die Kraft des Wandels ist konkret spürbar: Es gibt an vielen Orten unserer Erde Menschen, die bereit sind, ihr Leben zu verändern, die nach Lösungen suchen, wie die Erwärmung der Erde eingedämmt werden kann. Menschen, die ihr Leben wieder an dem orientieren, was uns mit Gottes Schöpfung zur Sorge anvertraut wurde, die die Natur nicht ausbeuten, sondern versuchen, mit ihr in Einklang zu leben.

Da sind die Menschen in Cebu City, die sich für den Erhalt von Grünflächen und für eine klimafreundliche Mobilität in ihrer Stadt einsetzen, die sich durch das Pflanzen von Bambus und Mangroven vor Überflutungen schützen.

Da sind die Menschen in Davao, die sich für den Erhalt alter Bäume einsetzen, um die Überhitzung der Stadt zu vermeiden, die sich für ein Radwegenetz stark machen, damit alle Menschen, arme und reiche gleichermaßen, sicher unterwegs sein können.

Da sind die Menschen in Dhaka, die die Dächer ihrer Häuser mit Gemüse bepflanzen, um der Hitze zu trotzen und gleichzeitig für ihre Ernährung zu sorgen.

Die Partner von MISEREOR zeigen uns: Es geht! Gerech.

Und was können wir beitragen? Die Kernbotschaft der MISEREOR-Fastenaktion kann uns einen Hinweis geben.

In sich gehen. Außer sich sein.

Fasten heißt Fragen: Woraus lebe ich? Wofür setzen wir uns ein? Was können wir teilen?

In der Fastenaktion finden wir Antworten und handeln gemeinsam. Gegen globale Ungerechtigkeit und die Zerstörung der Schöpfung. Mit Aktionen, Spenden und unserer politischen Stimme.

Risse sind da, überall auf der Welt, in allen Kontinenten, auch in Europa.

Es bleibt uns nicht erspart, diese Risse wahrzunehmen, den Schmerz darüber an uns heranzulassen. Das Zutagetreten der Risse öffnet uns zugleich die Augen und Herzen, um die Notwendigkeit und Möglichkeiten des Wandels zu erkennen. „Zerreißt eure Herzen, nicht eure Kleider“, ruft uns der Prophet Joel zu (Joel 2,13).

In unserem renovierungsbedürftigen Haus müssen wir nicht in Ohnmacht verharren, sondern wissen uns von Gott getragen und über die Kirche mit Menschen weltweit

verbunden. Diese Verbindungen sollten wir pflegen, im Aufeinander-Hören, in der Reflexion unserer Denkmuster, im Dialog. Nur gemeinsam können wir Perspektiven für die Zukunftsfähigkeit unseres Planeten entwickeln.

Vielfältig und bunt

Dabei werden wir entdecken, dass es nicht die eine Lösung gibt. Nimmt die Polarisierung durch Autokraten in vielen Ländern weltweit beängstigend zu, so werden wir die Herausforderungen nicht durch die Bündelung von Macht lösen können. Konzentration von Macht verstärkt die Risse – diese Erfahrung machen wir auch gerade schmerzlich in unserer Kirche. Wir brauchen die Buntheit des Wissens und das Handlungspotential möglichst vieler unterschiedlicher Menschen, um gemeinsam und an den je unterschiedlichen Orten unserer Erde beherzt nach Lösungen zu suchen. Weil die Lösungen nicht immer leicht zu identifizieren sind, braucht es wache Augen, offene Ohren, ein weites Herz, zupackende Hände, Räume zum Experimentieren und die Freiheit, Fehler machen zu dürfen, um daraus zu lernen.

Dabei helfen können uns – in der Kirche, der Gesellschaft und der Politik – Räume der internationalen Begegnung und des Austausches. Die Umweltreferentinnen und -referenten in den Diözesen, die Kolleginnen und Kollegen in den Diözesanstellen Weltkirche und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der kirchlichen Hilfswerke sind gerne ansprechbar. Wenn wir uns darauf einlassen, unser Potential zu nutzen, können die Risse in unserem baufälligen Haus zur Kraft des Wandels werden hin zu einer friedvollen, gerechten und für alle Menschen lebenswerten Welt. Dann können wir als Christinnen und Christen die Botschaft der Auferstehung in der Welt spürbar werden lassen – in unserer Familie, in der Pfarrei, der Schule, in Gruppen und mit unserer politischen Stimme.

Literaturhinweise

Katechetische Blätter 141
(1/2016): Themenheft Fasten.

[MISEREOR, Fastenaktion 2022. Es geht! Gerecht. Grundlagen & Praxistipps. Liturgische Bausteine, Aachen 2022](#)
(abgerufen am 18.5.2022).

Rosling, Hans, Factfulness. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist, Berlin 2018.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Überpinselt die Risse nicht!

Überpinselt die Risse nicht!

Nicht nur die gesellschaftlichen Risse, die sich in der Coronapandemie gezeigt haben, sondern auch die innerkirchlichen Rissbildungen haben mit der (De-)Konstruktion von Identität(en) zu tun. „Überpinselt die Risse nicht!“, ist das Plädoyer von Paulina Pieper (in Anlehnung an einen Vortrag von Karl Rahner aus dem Jahr 1962). Sie zeigt Ansätze dafür auf, wie Risse bearbeitet werden können, und erklärt, welche Rolle Kintsugi dabei spielt.

Quer über die Wohnzimmerwand meines Elternhauses verlief eine Zeit lang ein dunkler und unregelmäßiger Riss. Er entstand 2008, als in der Nacht vom 23. auf den 24.12. in Folge eines adventlichen Beisammenseins bei Plätzchen und Glühwein am Feuerkorb der an diese Außenwand grenzende Geräteschuppen in Flammen aufging. Ich erinnere mich gut daran, wie das Feuer neben dem Haus waberte und drohte, auf das gesamte Gebäude überzugreifen. Obwohl das Haus weitgehend unbeschadet blieb und wir den Heiligabend wie gewohnt unter dem bereits geschmückten Weihnachtsbaum in der guten Stube verbringen konnten, blieb dieser Riss, der dem Urteil der Versicherungsingenieure zufolge keine Auswirkungen auf die Statik des Gebäudes haben sollte, für mich wie ein Mahnmal. Denn mir stellte sich immer die Frage, ob man einen solchen Riss einfach ignorieren sollte. Wissen wir, wie es in der Wand dahinter aussieht? Kann er zum Einfallstor für Faktoren werden, die Erosion begünstigen und auf lange Sicht zum Einsturz führen? Wenn ich länger hinschaute, fragte ich mich außerdem: Ist der Riss nicht mit der Zeit größer geworden?

Risse in der Gesellschaft

Das Bild des Risses, der sich durch ein stabil wirkendes Konstrukt zieht, wird häufig verwendet, um darauf hinzuweisen, dass etwas droht auseinanderzubrechen. Der Clou daran ist, dass der Riss ein äußerlich sichtbares Zeichen für innere Auseinandersetzungen ist, denn Risse entstehen physikalisch betrachtet in der Regel dort, wo die Spannung im Inneren eines Objekts zu groß wird.

Daher ist häufig in durch Krisen ausgelösten Debatten von Rissen die Rede, bei denen es um Verantwortlichkeit (Flüchtlingskrise 2015), Abhängigkeit (Finanzkrise 2008) oder die Fragilität unserer Systeme (Coronapandemie 2020), immer aber auch um die Agilität von Staat und Politik und um Rechte von Bürger:innen geht. In den Debatten der vergangenen Jahre zeigte sich dabei eine wiederkehrende Dynamik: Risse im gesellschaftlichen Gefüge werden proklamiert, wenn die Auseinandersetzungen hitzig werden, wenn also die Spannung steigt – und Spannungen nehmen immer dann zu, wenn die individuelle Betroffenheit stärker zu spüren ist. Dies ist in der Regel der Fall, wenn es um grundlegende Menschen- und Freiheitsrechte geht und die Auswirkungen nicht nur ein abstraktes Konstrukt wie den Staat, die Politik oder das Wirtschaftssystem betreffen, sondern jede:r Einzelne sie zu spüren bekommt.

Unter dem Titel „Pandemiese Umgangsformen“ besprechen Uli Sann und Frank Unger in der Ausgabe 18/2022 der ZEIT Ursachen und mögliche Lösungsansätze der anhaltenden Auseinandersetzungen um den Umgang mit COVID-19 in Deutschland und diagnostizieren, dass „die Risse in der Gesellschaft bleiben“ (Sann/Unger 2022), obwohl der Peak der letzten Welle überschritten scheint. Eine Ursache dafür finden sie im psychologischen Phänomen der Reaktanz: „Wir mögen es nicht, uns von etwas verabschieden zu müssen. Wir wollen recht haben. Wir verteidigen hartnäckig Gewohnheiten und Denkroutinen. Der Schritt aus der Komfortzone eigener Gewissheiten ist schwer, weil er Verunsicherung bringt und das Gefühl von Kompetenzverlust“ (ebd.). Im Zusammenspiel von Reaktanz und dem sogenannten Korrekturreflex entsteht eine Dynamik, in der freundliche Gespräche zu lauten Diskussionen oder gar Streitereien um die Frage nach dem richtigen Ansatz werden. Solche nach und nach eskalierenden Auseinandersetzungen um Bildungschancen, Geschlechtergerechtigkeit oder soziale Anliegen haben – um im Debatten-Sprech zu bleiben – auch in den vergangenen Jahrzehnten schon bleibende Risse hinterlassen. Angesichts gegenwärtiger Krisen, bei denen erneut Grundzüge unseres mitteleuropäischen Gesellschaftsvertrags verhandelt werden, spitzt sich die Situation jedoch zu, weil die sich gegenüberstehenden Positionen zunehmend unvereinbar scheinen.

Brennglas Kirche

Diese Beobachtung aus gesellschaftspolitischen Bereichen lässt sich wie unter einem Brennglas auch im kirchenpolitischen Kontext machen. Bei Korruptionsaffären in Wirtschaft und Politik geht es letztlich um den Missbrauch von Machtstrukturen – ein struktureller Missstand, der in der Kirche seit der MHG-Studie auf erschreckende Weise aufgebrochen ist. Der Diskurs über Gleichstellung und Gleichberechtigung von Frauen in allen Belangen darf



Paulina Pieper beschäftigt sich als Theologin an der Uni und in der Innovationswerkstatt der Diözese Innsbruck sowie im Kreis der Jungen AGENDA mit der Frage, wie durch Auf-Brüche entstehender Raum kreativ für das Gelingen von individuellem und kollektivem Leben genutzt werden kann.

zwar auch im gesellschaftspolitischen Kontext nicht verstummen, solange die paritätische Besetzung einer Regierung ein Problem oder der Gender-Pay-Gap-Tag bereits Anfang Oktober zu vermerken ist, aber von den staatlichen Standards für Gleichberechtigung ist die katholische Kirche noch weit entfernt. Die Frage nach der Verfasstheit unseres Staates scheint sich angesichts von Querdenker- und Anti-Corona-Maßnahmen-Demonstrationen erneut zu stellen – mindestens genauso dringlich muss aber die Frage nach der Verfasstheit einer im Wesenskern synodalen Kirche bedacht werden, der jene ursprüngliche Form von Synodalität als Weggemeinschaft, in der alle den gleichen Gehsteig nutzen, über die Jahrhunderte verloren gegangen ist.

Innerkirchlich gilt dabei zwar, dass die Diskussion um Machtmissbrauch, Priesteramt, Verfasstheit der Kirche und Gleichberechtigung erst seit einigen Jahren wieder öffentlichkeitswirksam geführt wird; befasst man sich jedoch aufmerksam mit den innerkirchlichen Debatten, wie sie vor fünfzig Jahren rund um das Zweite Vatikanische Konzil stattfanden, zeigt sich, dass die einzelnen Themen alles andere als neu sind. Bereits 1962 warnt der Konzilstheologe Karl Rahner eindringlich davor, sich im Ringen um die wichtigen Fragen nicht weit genug vorzutrauen und stattdessen dem Gewohnten verhaftet zu bleiben: „[...] wir müßten [heute; P. P.] fragen: Wie weit darf man unter Ausnützung aller theologischen und pastoralen Möglichkeiten gehen, weil die Lage des Reiches Gottes sicher so ist, daß wir das Äußerste wagen müssen, um so zu bestehen, wie Gott es von uns verlangt“ (Rahner 1962). Dass diese Forderung angesichts gegenwärtiger Problemstellungen aktueller denn je scheint, gibt einen Hinweis darauf, warum die Konfliktlinien zwischen den Verfechtern der Tradition und eher progressiv ausgerichteten Gruppierungen tief sind, und lässt vermuten, dass lange existierende „Risse“ nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil oft nur übermalt wurden.

Hinzu kommt, dass die Rahmenbedingungen kirchenpolitischer Auseinandersetzungen wie ein Katalysator für die Dynamik aus Reaktanz und Korrekturreflex wirken. Einerseits wurden diejenigen, die vom Diskurs betroffen sind, bisher kaum in die Entscheidungsfindung einbezogen. Andererseits geht es für kirchliche Entscheider (in letzter Konsequenz sind es eben doch nur Männer) nicht, wie in der Politik, darum, die nächste Wahl zu gewinnen oder einen vermeintlichen Konsens bzw. eine kurzfristige Lösung mit dem größtmöglichen Nutzen und dem geringsten Schaden zu finden. Die Kirche hat den Auftrag, den Willen Gottes zu erkennen und ihm zu folgen. Obwohl den meisten Menschen wohl bewusst ist, dass es mit menschlichem Ermessen kaum möglich ist, den Willen Gottes eindeutig zu erkennen, trägt dieser Umstand selten zur Beruhigung von innerkirchlichen Konflikten bei. Das Fatale an der Situation ist derzeit, dass nicht absehbar ist, wann und wodurch sich die Diskussionen der erhitzten Gemüter beruhigen werden.

Ein Riss im Wir

Für die beiden Zeitautoren Sann und Unger besteht eine Lösungsstrategie im Umgang mit sich verschärfenden Debatten zuerst einmal im Zuhören; sie plädieren dafür, das Gegenüber reden und schimpfen zu lassen und selbst möglichst arglos nachzufragen (vgl. Sann/Unger 2022).

Diese Strategie entspricht einer geistlichen Haltung, die sich die katholische Kirche in Deutschland nicht erst für den Synodalen Weg, ihren gegenwärtigen Versuch, den Willen Gottes zu erkennen und ihn im Lichte der Zeichen der Zeit in eine umsetzbare Form zu gießen, zu eigen gemacht hat: Der Weg ist ein Gesprächsprozess, bei dem in erster Linie einander zugehört werden soll. Dabei ist immer wieder die Rede von einem fast schon homiletischen Wir. Doch wer ist dieses Wir? Wir, die katholische Kirche in Deutschland? Wir, die entscheidungsbefugten Priester? Wir Laien im ehrenamtlichen Dienst? Wir Kirchgänger:innen? Würde man das Wir der Texte vom Synodalen Weg de- und rekonstruieren wollen, so zeigte sich vermutlich, dass kreuz und quer durch dieses Wir eine Vielzahl von Rissen verläuft, entlang derer sich die katholische Kirche in Deutschland in unzählige kleine Splittergruppierungen zerteilen lässt. Außerdem gilt es anzufragen, ob ein vereindeutigtes (vgl. Bauer 2018) Wir, für das ein Konsens erzielt werden könnte, das sich also einig mit sich selbst wäre, überhaupt erstrebenswert ist: Gehört die Vielfalt an Lebens- und Glaubenspraktiken nicht zum Wesen der christlichen Gemeinschaft? Mit Rahner gesprochen: „Wir Christen werden und sollen verschiedene Tendenzen haben, es braucht nicht jedes für jeden positiv zu passen. Liebe, die auf Uniformität aufbauen würde, wäre leicht. In der Kirche aber soll der Geist der Liebe herrschen, [...] die den anderen auch annimmt und gelten lässt, wo man ihn nicht mehr versteht“ (Rahner 2013, 29).

Ein Riss in der einen katholischen Identität

An der Vorstellung eines Wir als uniformer Masse, die einen Konsens bezüglich Streitfragen erzielen soll, zeigt sich eine andere, hinter den konkreten Themen liegende Frage, die so alt ist wie das Christentum selbst: Wer gehört (noch) dazu und wer nicht (mehr)? Was ist katholisch und was nicht?

Es geht in gegenwärtigen kirchenpolitischen Debatten – mal wieder – um die Frage nach einem einheitlichen Profil, nach einer katholischen Identität, deren Beantwortung von einer in der christlichen Tradition begründeten Abgrenzung nach außen geprägt ist. Der Vers „Weil ihr nicht von der Welt stammt, sondern weil ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt“ (Joh 15,20) scheint das christliche Selbstverständnis von Beginn an zu prägen. Das Gefühl, anders, ja etwas Besonderes zu sein, ist uns Christ:innen implementiert. Dieses Gefühl, gewollter- und gerechtfertigterweise anders zu sein, machte

die Kirche als Gemeinschaft gläubiger Christ:innen nachhaltig zu einem Gegenüber zur Welt und legitimierte ebenjene Abgrenzung nach außen, die bereits in den Paulusbriefen, spätestens aber mit den ersten ökumenischen Konzilien einsetzte. Durch inhaltliche und formale Abgrenzung wurde schon früh mit quasi lehramtlicher Autorität entschieden, was Häresie, was Orthodoxie bzw. Orthopraxie, was also rechtmäßig und was abtrünnig ist. Während andere christliche Glaubensgemeinschaften sich eine gewisse Form der Vielfalt in Lehre und Praxis bewahren konnten, könnte man mit Blick auf die römisch-katholische Kirche überspitzt sagen: Sie glaubt noch immer, dass sie als die eine heilige katholische Kirche, also als Auserwählte der einen (r)echten und unumstößlichen Wahrheit folgt – die vor allem in der einen rechten Formulierung von wahren Sätzen z. B. in Handlungstexten zum Ausdruck kommt.

Hinter der Suche nach rechten Formulierungen, die im Synodalen Weg unter großem bürokratischem Aufwand durchexerziert wird, steht wohl das Ringen um die rechte Glaubenspraxis. Doch die Gefahr besteht, dass die Geschichte sich wiederholt: Die Suche nach der *einen* rechten Formulierung oder Praxis grenzt systematisch aus, weil sie nie alles umschließen kann, was dazugehören will, weil sie – sofern sie keine rein negative Formulierung (weder – noch) sein will – immer im Sprachduktus des Sowohl-als-auch funktionieren muss und dadurch in der Schöpfungserzählung angelegte Dualismen (re-) produziert. So hat sich in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Debatte um die Diversität der Geschlechter längst eine Haltung durchgesetzt, die Heteronormativität und das binäre Geschlechtersystem hinterfragt. Nimmt man diese Haltung ernst, reicht es längst nicht mehr, über die Frage nach der Öffnung der Ämter für Frauen zu sprechen. Sofern man das Amt öffnen wollen würde und in dieser Frage eine konsensfähige und zeitgemäße Formulierung finden wollen würde, die niemanden diskriminiert oder ausgrenzt, müsste aus einem fiktiven „sowohl Mann als auch Frau“ bald eine unendliche und vor allem unabgeschlossene Aufzählung von Geschlechtern werden (sofern davon ausgegangen wird, dass die deutsch-bürokratische Regelung des dritten „diversen“ Geschlechts mangels Ausdifferenzierung nur eine Übergangslösung darstellt). Jede Form eines dualistischen Abgrenzungsversuches, der sich einer genaueren Ausdifferenzierung verwehrt, würde hier ins Leere laufen.

Dass Ausdifferenzierung und Individualisierung der Gesellschaft häufig für Risse, die sich durch Gesellschaft und Kirche ziehen, verantwortlich gemacht werden, hat meist etwas mit einer fast platonischen Vorstellung von Einheit und Identität als dem heilen Ganzen zu tun: Es gibt das ganze, heile Eine, das unbeschädigt, abgeschlossen und vollendet ist. Dieses Eine ist gut, so wie es ist, und jede:r Einzelne kann sich ihm zurechnen, indem er:sie sich mit diesem Einen identifiziert. Darin klingen die Schöpfungsberichte an: Und Gott sah, dass es gut war – die Welt, die Menschen und die Beziehung zwischen ihm und den Menschen. Allerdings schuf Gott der christlichen Vorstellung nach nicht das Eine, sondern das Vielfältige. Denn die Einheit, die Gott ist und von der diese Welt und wir Menschen ein Teil sind, hat auch in den Schöpfungserzählungen nichts mit Einheitlichkeit im Sinne von uniformer Konsistenz zu tun. Wir müssen und es muss nicht alle/s gleich sein, um zu dieser Einheit zu gehören.

Lösungsstrategie: Richtungswechsel

Das österreichweite Projekt „Denk Dich Neu“, das neue Kontaktpunkte zwischen Kirche und jungen Erwachsenen zwischen 18 und 25 Jahren ermöglichen will, setzt in positiver Weise bei der Ausdifferenzierung an und wechselt die Blickrichtung. Auf einem zur Kampagne gehörenden Plakat sieht man eine junge Frau in zwei unterschiedlichen Haltungen, dazu gesellt sich der Claim: Hast du auf alles eine Antwort? Oder stellst du die richtigen Fragen?

Gemeint ist, dass es manchmal wichtiger ist, neue Fragen zu stellen, als nach neuen Antworten auf alte Fragen zu suchen. Wenn Einheit als Antwort auf die Frage „Wer und was kann alles zu uns gehören, damit wir weiterhin als die eine römisch-katholische Kirche wahrgenommen werden?“ gedacht wird, besteht die Gefahr, ein abgeschlossenes und ausgrenzendes Profil zu entwickeln, bei dem es weniger um die Beteiligten als vielmehr um die Perspektive der anderen Außenstehenden geht. Wechselt man jedoch die Blickrichtung, könnte man eine neue Frage stellen: „Was verbindet uns, die wir zueinander gehören wollen?“ Warum nicht eine Frage stellen, die davon ausgeht, dass es einen gemeinsamen Kern und viele Entfaltungsmöglichkeiten gibt? Denn was uns verbindet, ist doch letztlich immer der allen Rissen menschlichen Lebens zum Trotz bestehende unverbrüchliche Bund mit Gott; was uns verbindet, ist Jesus, der Christus. Natürlich ließe sich einwenden, dass man sich so mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner zufriedengibt. Aber ist dieser „kleinste“ gemeinsame Nenner nicht eine große Aufgabe, gerade weil er menschliches Handeln an die Person Jesu zurückbindet, dessen Wirken zuallererst in großer Liebe freigegeben hat, und weil die, die zueinander gehören wollen, dann an ihrem Handeln und nicht an Ritualen, Worten oder Kleidung erkannt und gemessen werden können?

Doch vielleicht steht dieser Lösungsstrategie nicht nur die von den ZEIT-Autoren angeführte Dynamik aus Reaktanz und Korrekturreflex, sondern vielmehr eine grundlegende Emotion menschlichen Lebens im Weg: die Angst. Risse sind angsteinflößend, weil an der Stelle, an der sie sich zeigen, etwas auseinanderzubrechen droht und weil wir in unseren leistungsorientierten und Heil-versessenen Gesellschaften erlernt haben, dass das, was Risse hat, brüchig wird. So dürfen auch Risse im eigenen Leben selten bestehen bleiben, sondern werden übermalt. Dabei sind es nicht immer nur die großen Verletzungen und schweren

Wunden, die tragischen Krisen, die menschliches Leben fragil machen: Oft sind es die kleinen Ungereimtheiten im menschlichen Handeln, die Erosion bewirken. Doch sowohl das Erste als auch das Zweite Testament erzählen von JHWHs Unwillen zu akzeptieren, dass der akzidentielle Riss, der infolge von derartigen Ungereimtheiten – Sünden – in der Beziehung zwischen ihm und den Menschen entstanden ist, zum Bruch führt. Im Gegenteil: Immer und immer wieder fordert JHWH sein Volk dazu auf, trotz der vielen Risse auf den geschlossenen Bund zu vertrauen – und in dem Moment, in dem Israel sich ganz auf die Beziehung einlässt, zeigt sich stets, dass dieser Bund mit JHWH trägt. Und selbst als alles gegen die Wand gefahren scheint, schließt Gott letztlich einen neuen Bund mit den Menschen, einen Bund, der nicht gebrochen werden kann, der nicht nur sein Volk an ihn, sondern vor allem auch Gott an die Menschen bindet und in dem das Versprechen auf Gnade und Vergebung immer schon eingelöst ist. Sichtbar bleibt das Kreuz als Riss in der Geschichte, das daran erinnert, was diese unbedingte Vergebung beide Seiten gekostet hat.

Lösungsstrategie: Kintsugi

Der Brand in meinem Elternhaus ist zwar schon lange her und wir können mittlerweile am 23.12. darüber witzeln, ob nicht mal wieder jemand den Feuerkorb anmachen möchte. Die Wand im Wohnzimmer meiner Eltern wurde im Zuge von Malerarbeiten in einem sanften Ockerton gestrichen. Doch dort, wo vor meinem inneren Auge noch immer der Riss quer über die Wand verläuft, meine ich, wieder einen dunklen Schatten zu erkennen. Vielleicht hätte man den Riss füllen, ja kitten müssen, statt ihn nur zu überstreichen? Er ist nicht mehr sichtbar, aber heißt das auch, dass er verschwunden ist? Besteht nun nicht die Gefahr, dass der Riss in Vergessenheit gerät, obwohl er weiterhin Einfallstor für Schädlinge oder Erosion sein kann?

Mit der Idee, dass Risse und Brüchiges nicht übermalt, sondern gefüllt und gestaltet werden sollten, hantiert das asiatische Kunsthandwerk Kintsugi. Es ist eine Variante des Mosaik-Prinzips: Vasen, Teller oder Gläser, die drohen auseinanderzubrechen oder sogar bereits zerbrochen sind, werden wieder zusammengefügt, doch die Bruchlinien werden nicht versteckt, sondern mit goldenem Material gefüllt, sodass sichtbar wird, dass das neue Ganze in seiner aktualisierten Form nicht aus einem Guss, sondern aus vielen einzelnen Stücken entstanden ist. Was wäre, wenn wir in Gesellschaft und Kirche aufhörten, Risse in unserem Gefüge zu überpinseln, und stattdessen anfangen, sie zu thematisieren, sie vielleicht sogar mutig aufzubrechen? Wenn wir dann im neu entstandenen Ganzen mit ihnen arbeiteten, sie gestalteten und veredelten?

Wäre nicht gerade die Kirche prädestiniert dafür, mit den Rissen, die ihre äußere Hülle durchziehen und bis tief ins Innere reichen, auf diese Weise umzugehen? Wäre es nicht schön, in einer erneuerten kirchlichen Gemeinschaft mit vergoldeten Rissen daran erinnert zu werden, dass menschliches Leben in seiner individuellen und in seiner kollektiven Form zerbrechlich, aber höchst wertvoll ist? Was macht uns Angst an diesen Rissen? Schließlich dürfen wir darauf hoffen, dass Gott die sichtbaren Stellen, an denen etwas zu reißen droht, füllt, dass er Risse nicht nur übertüncht, sondern dass er sie im neuen Ganzen vergoldet und dass sie so zur Quelle für Neu-Gestaltung von Leben werden. Vielleicht käme uns beim Anblick des goldenen Schimmers, der die kirchliche Gemeinschaft dann durchzöge, ja sogar eine Idee auf die fünfzig Jahre alte und unbeantwortete Frage Rahners: „Wissen wir eine Antwort, wenn einer uns fragt: was wollt ihr Christen in den nächsten zehn Jahren konkret, was wollt ihr heute erreichen, was noch nicht ist, aber nach euch werden soll, und zwar hier und jetzt und nicht nur in der Ewigkeit?“ (Rahner 1962).

Literatur

Bauer, Thomas, Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Stuttgart 2018.

Rahner, Karl, „Der Geist weht, wo er will“, in: DIE FURCHE, 1962 (abgerufen am 19.5.2022).

Rahner, Karl, Löscht den Geist nicht aus!, in: ders., Sämtliche Werke, Band 21/1, Freiburg i. Br. 2013, 23–33.

Sann, Uli/Unger, Frank, Pandemie Umgangsformen, in: DIE ZEIT 18/2022.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Universalität erfordert Heterogenität

Universalität erfordert Heterogenität

Die Wiederentdeckung der Inkulturation als Chance für die Weltkirche

Deutsche Forderungen nach kirchlichen Reformen werden immer wieder auch mit dem Verweis auf die Weltkirche abgewiesen. Markus Demele weist demgegenüber auf eine katholische Heterogenität hin, die sich weltweit beobachten lässt. Das Erfordernis der Inkulturation führt zu einer legitimen Vielfalt.

Zu groß, zu sichtbar sind die weltkirchlichen Risse geworden, als dass auch eine Jahrtausende alte globale Institution diese ignorieren könnte. Die jüngsten Briefwechsel zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und den Mitbrüdern aus Polen und den USA zeugen davon. In verschiedenen Ländern debattieren Katholikinnen und Katholiken, wie es weitergehen soll mit ihnen und ihrer Kirche. Für viele steht im Raum, getrennte Wege zu gehen. Auch deshalb befasst sich die kommende Weltbischofssynode in Rom im Jahr 2023 mit dem Thema der Synodalität selbst. Der Papst sieht die „Weggemeinschaft“ als einen Lebensmodus der Kirche. Doch schon jetzt zeichnet sich ab, dass er an der traditionellen Rollenverteilung auf diesem gemeinsamen Weg wenig ändern will. Das sind schwierige Vorzeichen für diesen Prozess, weil gerade dieses Präjudiz, die Prozessherrschaft des Synodenvorstehers und seines Sekretariats, für viele zur Debatte steht.

Unzufriedenheit mit dem Vorrang der Kirche von Rom

Tatsächlich ist der binnenkirchliche Machtzuwachs der Diözese von Rom im Laufe der Jahrhunderte beispiellos. Aus dem *primus inter pares*, dem „Ersten unter Gleichen“, dem nur ein Vorrang in der Würde vor den anderen Ortskirchen zukam, entwickelte sich ein Jurisdiktionsprimat des Papstes mit universalkirchlichem Anspruch. Zeitgleich wuchs die katholische Kirche weltweit in nahezu allen Ländern und Kulturen. Meist verquickt mit politisch oder militärisch Mächtigen. Auf allen Kontinenten auch in den Regionen, die weitab urbaner Zentren sind, finden sich Kapellen und Gemeinden der katholischen Kirche. Manche Bistümer, wie etwa in Indien, wachsen gar so rasant, dass sie geteilt werden müssen, damit die Bischöfe überhaupt noch eine Übersicht über ihren Klerus und die anvertraute Herde haben. Gerade diese jungen Ortskirchen speisen ihre Legitimität und Autorität aus der Einheit mit dem Bischof von Rom, ihm geloben alle anderen Bischöfe Gehorsam. Gerade aus der Perspektive des Globalen Südens erscheint Rom meist als das legitime und legitimierende Zentrum der Weltkirche. Katechismus, Kirchenrecht und vatikanische Instruktionen haben noch immer den Anspruch, sämtliche gemeinschaftsbezogenen sowie persönlichen Aspekte des Glaubenslebens weltweit zu regeln – über alle Regionen und Kulturen hinweg, in allen Sprachen, Traditionen und Gesellschaftssystemen.

Doch diese globalen Normierungen des Katholischen werden von immer weniger Ortskirchen innerhalb der Universalkirche so umfassend mitgetragen, wie dies noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts der Fall war. Zwar gab es schon immer christliches Glaubensleben in Gebet, Liturgie und Moralvorstellungen jenseits der vatikanischen Normlinie, die in die eine oder andere Richtung abwichen. Die stete Mahnung aus Rom an diskussionsfreudige Ortskirchen, sich vor Sonderwegen zu hüten und jede Teilkirche strikt auf einer, ihrer, weltkirchlichen Linie zu halten, hat vor allem in Europa dazu geführt, dass die Reformanliegen immer deutlicher und immer strukturierter ins Wort gebracht wurden. Der Synodale Weg in Deutschland ist nicht das erste und die vielen anderen Prozesse in anderen Ortskirchen sind sicher nicht das letzte Zeichen für Unzufriedenheiten mit den römischen Vorgaben.

Kluft zwischen Lebenspraxis und Glaubenspraxis wächst

Aus einer westeuropäischen Perspektive bringen vor allem Laiinnen und Laien, aber auch immer mehr Ordensleute, Diakone und Priester, zaghaft sogar mancher Bischof einige zentrale Anliegen des Wandels der Kirche zum Ausdruck. Diese speisen sich aus dem, was sie als Kultur, als gemeinsame gesellschaftliche Praxis, als geteilte Werte und Normen erleben. So sind zum Beispiel demokratische Prinzipien für die Mehrheit der Gegenwartsmenschen in vielen Ländern der Welt selbstverständlich. In der Wahrnehmung der Mehrheit ist es Ausdruck ihrer Menschenwürde sowie ihrer Bürgerrechte, umfassende Beteiligungsmöglichkeiten wahrnehmen zu können. Je stärker Menschen es gewohnt sind, als Bürgerinnen und Bürger umfassende Artikulations- und Partizipationsmöglichkeiten zu haben, wenn es um Entscheidungen geht, die ihr unmittelbares Leben betreffen, umso unverständlicher erscheint es ihnen, dass ihnen diese Rechte im Raum der Kirchen verwehrt werden bzw. ihre Grenze an der Autorität des Weiheamtes finden. Wenn Papst Franziskus mit Blick auf synodale Versammlungen in der Kirche anmahnt, die „Logik des Parlaments zu verlassen“, steht dies quer zu den eingeübten und bewährten Verfahren der



Dr. Markus Demele ist
Generalsekretär bei KOLPING
INTERNATIONAL in Köln.

Foto: Barbara Bechtloff.

Entscheidungsfindung in den meisten Ländern der Welt. Die Argumente, mit denen Entscheidungsverfahren in der Kirche aber in zentralen Fragen auf Bischöfe zugeschnitten und zudem häufig mit minimalen Rechenschaftspflichten verbunden sind, überzeugen heute nicht mehr. Das Wirken des Heiligen Geistes ist im Verständnis der meisten Gläubigen im geschwisterlichen Austausch von Gremien und in ihren Abstimmungsverfahren mindestens ebenso möglich wie in der einsamen Entscheidung eines einzelnen Apostelnachfolgers. Beide sind fehlbar, beide Verfahren haben ihre Vor- und Nachteile. Vermittelbar ist die bischöfliche Machtfülle vielen Gläubigen jedoch heute nicht mehr – weder wissenschaftlich-theologisch noch lebenspraktisch-systemisch.

Gleiches gilt, wenn Frauen und Männern in der Kirche nicht uneingeschränkt gleiche Rechte zukommen. Denn dies widerspricht nicht nur den Verfassungen nahezu aller Staaten der Erde, sondern auch zutiefst dem menschlichen Gerechtigkeitsgefühl. Selbst (oder gerade) in Kulturen mit einer starken patriarchalen Tradition sind feministische Diskurse nicht mehr aufzuhalten. Vollkommen zu Recht fordern Frauen jeden Alters vollständige Gleichberechtigung in Arbeit, Gesellschaft, Politik und eben auch in der Kirche ein. In den Dienstämtern der katholischen Kirche werden Frauen aber fundamental ausgeschlossen. Trotz fortschreitender Einbindung von Frauen auch in Leitungsfunktionen in manchen Pfarrgemeinden, Ordinariaten und selbst in den Dikasterien der römischen Kurie bleiben die zentralen, die machtvollsten und entscheidenden Positionen Männern vorbehalten. Das Charisma der Leitung bleibt im Kern fest verbunden mit der Weihe. Und *in persona Christi capitis*, also in Person Christi des Hauptes wirken somit nur Männer in der katholischen Kirche. Anteil an der Leitung haben Frauen nur insofern, als dass der Episkopat diese freiwillig an sie delegiert. In vielen Ländern ist die volle Gleichberechtigung von Männern und Frauen selbst deklaratorisch erst in den letzten Jahrzehnten Wirklichkeit geworden. *De facto* bleibt sie in allen Weltregionen in je unterschiedlicher Ausprägung ein uneingelöstes Desiderat. Das Ringen darum prägt aber gesellschaftliche Diskurse an vielen Orten, und für die Mehrheit der Frauen sind Anspruch auf und Einsatz für Gleichberechtigung eine Selbstverständlichkeit. Aus dem Kontrast, den die Gläubigen jedoch tagtäglich zwischen kirchlichem Anspruch an katholisches Glaubensleben und dieser Selbstverständlichkeit wahrnehmen, erwächst bestenfalls der Ruf nach institutionellen Änderungen; immer häufiger jedoch einfach der resignative Abschied von der Kirche.

Weltkirche kein Argument gegen den Wandel

Dies sind nur zwei Beispiele, in denen Menschen den Wertekanon ihres Alltagslebens nicht übereinbringen mit den kirchlichen Vorgaben für ihre eigenen Strukturen. Europäische Probleme seien das, meinen da manche; formuliert aus der Perspektive traditionsvergessener Berufskatholiken gar. Was Aufklärung und Säkularisierung für Europa bedeuteten, dürfe eben nicht auf andere Weltregionen und damit schon gar nicht auf die universale, weil weltweite Kirche angewendet werden. Damit muss die Weltkirche als Totschlagargument gegen jede Kirchenreform herhalten. Ihre Einheit stehe in Gefahr. Eine zu große Varianz in der Glaubenspraxis führe ins Schisma, wird angemahnt.

Aber ein Blick in die Realität der Diözesen der Welt spricht dafür, dass die derzeit diskutierten Strukturreformen in einzelnen Ortskirchen keineswegs die Einheit der Universalkirche bedrohen. Die katholische Welt ist in ihrer Glaubenspraxis schon jetzt viel heterogener, als die äußerlich-formale Präsentation des Katholischen vermuten lässt. Denn gleiche Messgewänder, ähnliche Kirchenbauten und die Feier von Heiligen Messen nur gemäß approbierter Formulare täuschen bisweilen darüber hinweg, dass es teils gravierende Abweichungen von der römischen Norm gibt – gleich in mehrere Richtungen. Warum auch sollte die gegenwärtige Melange kirchlicher Tradition, die offenkundig ein historisches, sicher auch geistgewirktes Ergebnis von Macht(-asymmetrien) und Zufällen ist, widerspruchslose Geltung für alle Weltregionen erheben können? Die petrinische Begründungstradition, aus der sich der römische Primat speist, sticht fundierte Argumente, die Lebenswirklichkeit und die Gotteserfahrungen von Menschen an den unterschiedlichsten Orten der Welt nicht mehr.

Beispiele katholischer Heterogenität

Katholische Praxis ist also heute weitaus weniger uniform, als dies noch zu Zeiten der großen Missionsbewegungen der Fall war. Einige Beispiele seien nur kurz angerissen. In vielen Ortskirchen des Globalen Südens etwa verbindet sich das Weiheamt mit traditionellen Heiligkeitszuschreibungen an religiöse Führungspersonen, die eine klerikale Überhöhung der Amtsträger befördern. Noch weit über das Kirchenrecht hinaus üben dann Pfarrer und Bischöfe Macht über die Gläubigen aus. Papst Franziskus wird nicht müde, diesen Klerikalismus zu geißeln und an die Verantwortlichen zu appellieren, wahre Diener und Hirten zu sein. Zugleich gibt es andernorts wiederum, in Zentralamerika etwa, Laien, die vom Bischof beauftragt als *Delegados de la Palabra de Dios* die Seelsorge in den entlegensten Gebieten selbständig übernehmen.

Auch die priesterliche Ehelosigkeit wird in vielen Kulturen weniger strikt gehandhabt, als es nominell im Canon 277 § 1 des *Codex Iuris Canonici* vorgeschrieben ist. Das Zölibats-Versprechen steht bisweilen so diametral zu den lokalen Vorstellungen von Männlichkeit und Sexualität, dass es in der Praxis kaum eine Rolle spielt. Duldung durch die Hierarchie und Akzeptanz in den Gemeinden sind in einigen Ortskirchen Afrikas, aber auch Asiens eher die Regel als die Ausnahme.

Eine weitere Diskrepanz: Schlicht unvereinbar mit den Maßgaben des Lehramtes ist in

manchen Ortskirchen der Umgang mit queeren Personen (LGBTQ). Zwar formuliert der Katechismus durchaus diskriminierend, aber fordert doch, homosexuellen Menschen mit „Achtung“ zu begegnen. Ablehnung, Ausgrenzung bis hin zu Gewalt und Mord erleben LGBTQ in fast allen afrikanischen Staaten. Auch die Kirchen bieten da leider nur selten Schutzzräume oder fördern Akzeptanz und Inklusion. In anderen Diözesen Europas und Nordamerikas wiederum gibt es sogar Arbeitskreise mit dem Auftrag, die Seelsorge für queere Menschen zu gestalten.

Noch einmal ein Blick auf den Leitungsdienst von Frauen – denn sehr unterschiedlich sind die kulturellen Besonderheiten auch, wenn es um ihre Stellung und Beauftragung jenseits des Weiheamtes geht. In einigen Regionen bestätigen sich kultureller Machismus und kirchliche Frauendiskriminierung wechselseitig und weisen den Frauen allein „die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria“ zu, wie etwa Papst Franziskus in der Nr. 101 seines Nachsynodalen Schreibens *Querida Amazonia* im Jahr 2020. In anderen Diözesen wiederum nehmen Frauen, oft vor allem Ordensfrauen, schon jetzt Dienstämter bis zur Gemeindeleitung wahr. Auch hier ist die Bandbreite des Geduldeten bereits extrem groß bzw. die Einsicht in die Notwendigkeit gewachsen, Leitungsfunktion teilweise von der Anforderung der Weihe zu entkoppeln.

Die Einheit der Weltkirche ist also nur dann in Gefahr, wenn man Universalität mit Uniformität verwechselt. Die „versöhnte Verschiedenheit“, von der im ökumenischen Dialog gesprochen wird, ist schon jetzt der Modus der globalisierten katholischen Kirche. Dennoch bedarf es eines weltkirchlichen Austausches darüber, welche Glaubensüberzeugungen weltweite Identitätsmerkmale der Universalkirche sein sollen. Wir müssen neu ergründen, wie die Wahrheit des Evangeliums sich in den verschiedenen Kulturen der Erde ausdrückt und lebendig sein kann.

Inkulturation wiederentdecken

Missionstheologisch ist dies ein alter Diskurs, der unter dem Begriff der *Inkulturation* geführt wurde. Dabei meint Inkulturation das wechselseitige Verhältnis der christlichen Botschaft und der Kulturen, in die sie hineingesprochen wird. Die Notwendigkeit, sich damit zu befassen, ergab sich aus der Erfahrung, dass zwar alle Menschen dazu berufen sind, das Evangelium zu hören und Gott zu erkennen, dieses aber an eine konkrete kulturelle Bestimmung zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort gebunden ist.

Inkulturation wurde jahrzehntelang vorrangig vor dem Hintergrund der Missionierung Afrikas, Asiens und Lateinamerikas diskutiert. Dabei stand stets die Frage im Raum, welches Maß an Adaptation, Akkommodation, Indigenisierung und Kontextualisierung es braucht, damit das Evangelium in den bisher weitgehend unbekanntem Kulturen verstanden und praktiziert werden kann. Diese Erkenntnisfragen richteten sich besonders an gottesdienstliche Vollzüge und eine „Übersetzung“ ritueller Handlungen (wie Passage-Riten) in die vorgefundene Kultur. Im Blick sind dabei stets die nichtabendländischen Regionen gewesen. Selbst das Lexikon für Theologie und Kirche (LThK, 3. Auflage 1996) diskutiert dies im Beitrag von Giancarlo Collet allein unter der Perspektive der „besondere[n] Dringlichkeit, weil die Mehrheit der Christen in der südlichen Hemisphäre lebt“ (Collet 1996, 505). Inkulturation wird bisher also konzeptionell in erster Linie als Prozess des Austausches des Evangeliums mit den Kulturen verstanden, denen die Frohe Botschaft erst in den letzten Jahrhunderten verkündet wurde.

Dabei ist die Frage nach der christlichen oder katholischen Identität gerade mit Blick auf Europa und die Erosion der kirchlichen Bindung dort dringlich. Die Kategorie der Inkulturation bietet hier eine starke analytische Hilfe. Robert J. Schreiter weist im gleichen Artikel des LThK darauf hin, dass in der Rede vom Prozess der Inkulturation vor allem drei Metaphern verwendet werden: der wachsende Same, die Ehe und der Dialog. Durchgesetzt hat sich das Bild des Dialogs (vgl. Schreiter 1996). Thomas H. Groome buchstabiert dies an gleicher Stelle mit Blick auf die Konzilskonstitution *Gaudium et spes* (44) als „lebhaften Austausch“ aus (Groome 1996, 509). Dieser Dialog zwischen dem, was wir als tradiertes Glaubensgut vorfinden, und den jeweiligen regionalen Kulturen sollte geprägt sein von beiderseitigem Respekt und Zuhören, von wahrer Offenheit und Aufmerksamkeit. All jenes, was im Vorbereitungsdokument des synodalen Prozesses hin zur Weltbischofssynode 2023 von Papst Franziskus als wichtige Voraussetzung für gemeinsame synodale Bewegungen benannt wurde.

Gaudium et spes 42 formuliert zudem, dass die Kirche „an keine besondere Form menschlicher Kultur und an kein besonderes politisches, wirtschaftliches oder gesellschaftliches System gebunden ist“. Ihre Universalität wird also notwendig in Heterogenität konstituiert. Dieser Dialektik muss sich der Glaube, noch mehr jedoch die mit enormem Absolutheitsanspruch auftretende römische Zentrale aussetzen. Inkulturation und ihre Methoden missionarischer Praxis, vor allem jedoch ihre Bereitschaft, den Glauben selbst und seine aktuellen Manifestationen im Dialog mit den Kulturen hinterfragen zu lassen, können ein Schlüssel für die Zukunft der Kirche sein. Europa, das Abendland ist und war nie ein monolithischer Block, der ein Glaubenskonzept aus dem Nahen Osten zum Exportschlager gemacht hat. Kulturen wandeln sich stetig und so haben sich auch die Kulturen Europas massiv gewandelt. Mit Blick auf die Rechte von Frauen und Menschen, die wegen ihrer sexuellen Orientierung diskriminiert wurden etwa, hat es einen radikalen Wandel der Kultur gegeben. Ironischerweise ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Geist des Evangeliums, die Liebesbotschaft Jesu diesen Wandel massiv befördert hat und nun die

Trägheit der Institution Kirche herausfordert.

Von der Pastoral lernen

In der kirchlichen Pastoral Europas ist die Reaktion auf verschiedene Lebenswelten, Kulturen und Milieus vielerorts schon lange geübte Praxis. In der Verkündigung vor Ort wird versucht, mit der Übersetzung traditioneller Glaubensverkündigung und Katechese an die Lebenswirklichkeiten der Menschen anzuschließen. Was in der Pastoral oft gelingt, wie etwa Segnungsfeiern für homosexuelle Paare oder wiederverheiratete Geschiedene, findet seine Grenze an den normativen Setzungen legalistischer Religionsadministration durch die Amtskirche. Wo in der Seelsorge Inkulturation gelingt, kann sie im dialogischen Miteinander zu anderen Fragen auch gelingen. Die Suche nach dem unabänderlichen Kern des Evangeliums, nach dem, was die Liebesbotschaft Jesu über Kulturen hinweg ausmacht und was umgekehrt an ihr veränderliche Ausformung und Interpretation ist, muss etwas bewegen, sonst sind bald kaum noch Dialogpartner vorhanden.

Noch sind viele Menschen bereit, sich einzubringen und den Dialog zu führen. Doch die Zeit wird knapp. Immer mehr Menschen gehen das Wagnis ein, den Spuren Jesu auch ohne Mitgliedschaft in einer der großen Kirchen zu folgen. Je mehr es werden, desto wahrscheinlicher ist es, dass sie neue Gemeinschaften gründen und erproben, wie sie das, was sie von der Frohen Botschaft verstanden und im Herzen angenommen haben, in ihrem Leben zum Klingen bringen können. Das Konzept der Inkulturation ist eine Chance, so Kirche zu sein, wie es dem Evangelium entspricht, und zugleich Formen und Strukturen der Glaubenspraxis zu entwickeln, in der Menschen aller Kulturen Heimat finden können.

Literatur

Collet, Giancarlo, Inkulturation. I. Begriff u. Problemstellung, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Band 5, Freiburg im Breisgau u. a. ³1996, 504 f.

Groome, Thomas H., Inkulturation. V. Praktisch-theologisch, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Band 5, Freiburg im Breisgau u. a. ³1996, 509 f.

Schreiter, Robert J., Inkulturation. IV. Systematisch-theologisch, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Band 5, Freiburg im Breisgau u. a. ³1996, 508 f.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Papst Franziskus, Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Querida Amazonia* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 222), Bonn 2020.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Risse in der Bibel

„Eine Zeit zum Zerreißen und eine Zeit zum Zusammennähen ... alles hat seine Stunde“: Mit Kohelet (3,7) gehören Risse einfach zum Leben dazu. Aber Riss ist nicht gleich Riss! In der Bibel hat jeder Riss seine – je eigene – Bedeutung. Kommen Sie mit auf eine Reise zu Rissen und Spalten, Spaltungen und Zerwürfnissen, Brüchen und Zerrissenheiten – und auch dorthin, wo manches aufbricht, sich neu verbindet und wieder zusammenfügt.

Jude oder Christ?

Das Wirken des Apostels Paulus war von vielfältigen Konflikten geprägt, hinter denen letztlich ein innerer Bruch in seiner Biographie steht. Diese Konfliktgeschichte war und ist zudem prägend für das Christentum, war Paulus doch mit seinen Reisen und mit seinem literarischen Werk eine zentrale Figur des frühen Christentums. Zielgruppen seiner Mission waren Menschen des Imperium Romanum „von Jerusalem bis Illyrien“ (Röm 15,19), in erster Linie in Kleinasien und Griechenland. Dazu gehörten Heiden und Juden gleichermaßen.

Diese Zielrichtung ergab sich aus der paulinischen Biographie selbst. Paulus war ein pharisäischer Jude, geboren in Tarsus in Zilizien, ein Eiferer für Gott, der die „neue“ Lehre verfolgt hat (Apg 22,3 f.). Durch seine Hinwendung zum Christentum wird er zu einer tragenden Säule dieser neuen Lehre. Dieser Riss bzw. Bruch in seiner Biographie führt zu unterschiedlichen Wahrnehmungen der Person des Paulus hinsichtlich seiner religiösen Zugehörigkeit. Für die Juden ist er durch seine Hinwendung zum Christentum fortan ein vom Judentum Abgefallener, eine Tatsache, die letztlich in seine Verhaftung mündet (Apg 21,27 ff.). Auch wenn er sich zur Verkündigung des gesetzesfreien Evangeliums unter den Heiden berufen sieht, macht er als „ein Hebräer von Hebräern“ (Phil 3,5) keinen Hehl aus seiner jüdischen Herkunft (vgl. Gal 1,13 f.; Phil 3,5 f.; 2 Kor 11,22 f.; Röm 11,1).

Hier ist strenggenommen ein doppelter Riss in der Biographie zu erkennen, zum einen zwischen Paulus' Haltung zum Judentum und seinem späteren Judentum, zum anderen zwischen Letzterem und dem Heidenchristentum.

Die Beschneidung stellt für Paulus ein zentrales Kriterium zur Unterscheidung von Juden- und Heidenchristen dar. Sie gilt im Judentum als Zeichen für die Eingliederung in den Bund Abrahams (Gen 17). Für Griechen und Römer galt sie als problematisch und als *nota Iudaica*, als Kennzeichen des Judentums. Wesentliches Merkmal der paulinischen beschneidungsfreien Heidenmission ist, dass eine Beschneidung ohne Befolgung der Toragebote für Paulus keine soteriologische Relevanz hat und daher keine Zugangsvoraussetzung zum Heilsangebot sein kann.

Paulus schildert seine Berufung (Gal 1,15 f.) zum Apostel in Anlehnung an Prophetenberufungen. Darin liegt nicht nur ein Hinweis auf seine Theologie und die Autorität seines Missionsauftrages, sondern dies weist auch auf sein Selbstverständnis als ein eschatologischer Freudenbote (vgl. Jes 52,7) hin, der das verheißene Heil unter den Völkern proklamiert.

Propheten – die ersten Sozialkritiker

In der aktuellen Situation sind es die Virolog:innen und Militärexpert:innen, die prophetengleich in Erscheinung treten und uns die unter ungünstigen Vorzeichen stehende Zukunft verkünden. Im öffentlichen Raum kippen der Diskurs und die berechtigten Sorgen und Ängste bisweilen in absurde Auseinandersetzungen über den nicht aufzuhaltenden Untergang der Menschheit; es geht um die Vermittlung und den Sieg von Ideologien. Nicht erst seit Corona und dem Ukrainekrieg scheint der Fortgang der Zivilisationen ernsthaft gefährdet; die gnadenlose Ausbeutung der Umwelt ist ein Zeichen der Zeit, das viele, vor allem junge Menschen in ihrer Hoffnungslosigkeit zu lautstarkem Protest treibt. Manche dieser Proteste scheinen jenen Drohpredigten ähnlich zu sein, wie sie von biblischen Propheten in Erinnerung sind. Schon im Alten Testament kritisierten Propheten die sozialen und politischen Verhältnisse ihrer Zeit, weil sie durch diese Zustände Gottes Gebot verletzt sahen. Insofern waren sie Verkünder von Rissen in der sozialen Struktur und oft scheinen in ihren eigenen Biografien selbst Risse und Zerrissenheiten auf. Dies wird vor allem in ihren Berufungsgeschichten deutlich. Allerdings gehören diese biographischen Brüche zum literarischen Schema einer Berufungsgeschichte dazu und sind somit vom alttestamentlichen Verfasser bewusst dargestellt, um die Herkunft, Autorität und Bedeutung der folgenden Botschaft vor Augen zu stellen. Doch wie sehen solche Zerrissenheiten genau aus?

Schaut man sich die Berufungsgeschichten der Propheten an, fällt auf, dass sie ein ähnliches Berufungsschema aufweisen, das neben der Erscheinung des Gottesboten oder Gottes, einer Offenbarungsrede mit Sendung, der Beistandszusage Gottes und Zeichenhandlungen vor



Jasmin Hack ist Referentin für Evangelisierung, Verkündigung und Katechese in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

allem immer den Einwand und Widerstand des Berufenen enthält (vgl. Ex 3–4; 1 Sam 9,16.21; 10,7; Jer 1,4–10; Ez 2–3). Der Berufene verweist hierbei z. B. auf seine Jugend, die ihn daran hindert, angemessene Worte zu finden, die Zugehörigkeit zu einer schlecht angesehenen Familie oder seine vermeintliche Unwürdigkeit – wie etwa Mose, der fragt: „Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehen und die Israeliten aus Ägypten herausführen könnte?“ (Ex 3,11). Hier zeigt sich eine tiefe Zerrissenheit zwischen der Beauftragung und der eigenen Wahrnehmung. Berufensein, ein Erwähl-sein-von-Gott kann nur mit ungläubigem Staunen und Widerstand einhergehen. Für den Berufenen ist dies eine existentielle Erfahrung, der er sich nicht entziehen kann. Zum einen begegnet uns im Falle der Prophetenberufung diese innere Zerrissenheit, zum anderen stehen die Propheten durch die nonkonforme Botschaft ihrer Prophetie in Wort und Tat in einer konfliktvollen Situation zwischen dem Auftrag Gottes und den Machtverhältnissen ihrer Zeit. Die Kritik an der Politik der Herrschenden in Israel und Juda setzte sie nicht selten Anfeindungen aus und führte mitunter zu Verfolgungen und Tod.

Das Anprangern von ungerechten Verhältnissen und tiefen Rissen in der Gesellschaft war das Kerngeschäft des Propheten Amos. Er gilt als der älteste Schriftprophet und stammte aus der Region südlich von Bethlehem. Er wurde als Prophet gegen das Nordreich Israel gesandt und verkündete das unausweichliche Gericht JHWHs gegen Israel. Die Regierungszeit Jerobeams II. gilt zwar als wirtschaftliche Blütezeit, doch wurde der Wohlstand auf Kosten der armen Bevölkerung erlangt. Amos prangerte die Maß- und Hemmungslosigkeit der Reichen an, weil sie Gottesrecht widerspricht und zu Verantwortungslosigkeit führt. Sozial- und Kultkritik laufen parallel zueinander, am Ende stehe der Untergang Israels (Am 8,1 f.). Spätere Redakteure empfanden den Ausgang des Buches Amos als so dramatisch, dass sie Änderungen vornahmen, die die Verheißung künftigen Heils beinhalteten (Am 9,11 f.).

Kein einig Volk

Bereits vor der Königszeit mit ihren Sozialpropheten wie Amos gab es im Volk des Alten Bundes so manche Spaltung. Schon während der Wanderung durch die Wüste kämpfte Mose immer wieder darum, nicht das Volk zu verlieren – und das nicht nur, wenn dieses Angst bekam, zu verhungern, zu verdursten oder von Feinden vernichtet zu werden. Das Buch Numeri berichtet ebenso vom Aufstand Korachs und anderer, die die Führerschaft Moses in Frage stellten (Num 16 f.).

Auch das Reich Davids hielt nicht lange: Nach dem Tod Salomos spaltete es sich in ein Nord- und Südreich. Was natürlich nicht bedeutete, dass es nicht auch innerhalb dieser Teilreiche zu weiteren Spaltungen kommen konnte (vgl. 1 Kön 16,21).

Wenn – freilich in deutlich späterer Zeit – auch die Herausbildung des Christentums zu Spaltungen unter den Juden führte (vgl. Apg 23,7), so möchte man einwenden: Das sind jetzt aber keine politischen, sondern religiöse Spaltungen! Doch in biblischer Perspektive lässt sich dies nicht wirklich trennen. Vielmehr haben Risse und Spaltungen im Volk grundlegend mit dem Gottesverhältnis zu tun. Gerade im Alten Testament ist die Deutung geläufig, dass nationale Krisen auf Abfall oder Auflehnung gegen Gott und seine Gebote zurückgehen.

„Erschüttert hast du das Land und gespalten. Heile seine Risse! Denn es kam ins Wanken“, heißt es in Psalm 60,4. Es ist umgekehrt also Gott, der wieder alles zusammenfügt, die Einheit und politische Stabilität wiederherstellt: „An jenem Tag richte ich die zerfallene Hütte Davids wieder auf und bessere ihre Risse aus, ich richte ihre Trümmer auf und stelle alles wieder her wie in den Tagen der Vorzeit“ (Am 9,11). Das ist freilich verbunden mit einer Wiederbefolgung von Gottes Geboten.

Wenn heute in Deutschland das Schwinden gesellschaftlichen Zusammenhalts beklagt wird, so hört man nur selten eine religiöse Deutung dafür, die etwa den „Abfall von Gottes Willen“ oder „Sündhaftigkeit“ dafür verantwortlich macht. Mit einer solchen Erklärung würde man es sich auch zu einfach machen. Jedoch verknüpft die Bibel das Gottesverhältnis untrennbar mit dem Verhältnis zum Nächsten. Und in dieser Hinsicht macht gelebtes Christsein, das sich wesentlich in der Sorge um und Rücksicht auf die Mitmenschen realisiert, vielleicht doch auch einen Unterschied für die Einheit eines Landes.

Gott und Mensch: Urrisse

Also: Wenn das Volk – und der König bzw. die Führer voran – dem Willen Gottes folgt, wird es ihm wohl ergehen: so ein geläufiger alttestamentlicher Topos. Aber die Bibel macht sich auch Gedanken darüber, wie ein einzelner Mensch – oder der Mensch an sich – vor Gott steht. Gerade, wenn sich hier Risse auftun und die Beziehung in die Krise gerät.

Die Urgeschichte (Gen 1–11) offenbart sozusagen „Urrisse“. Adam und Eva essen vom Baum der Erkenntnis – und werden aus dem Paradies vertrieben. Kain erträgt es nicht, dass Abel (im Gegensatz zu ihm) Beachtung vonseiten Gottes erfährt – und erschlägt ihn. Gott sieht, wie die menschliche Schlechtigkeit überhandnimmt – und schickt eine gigantische Flut. Gott missbilligt, wie sich die Menschen im Projekt des Turmbaus zu Babel an einem Ort zusammenballen – und zerstreut sie über die ganze Erde.

Zwar verflucht Gott nach dem Sündenfall auch die Schlange (3,14 f.), die als „schlauer als alle Tiere des Feldes“ (3,1) bezeichnet wird. Doch mit seinen besonderen Fähigkeiten und Eigenschaften ist es der Mensch, der sich immer wieder in die Bredouille bringt: Er ist neugierig, kann Erkenntnis erlangen, kann gewalttätig werden und überheblich. Kein Wunder, dass das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen einmalig und herausragend ist gegenüber dem zu den Tieren, aber auch spannungsvoll (und manchmal weit mehr als nur

spannungsvoll!).

Gerade in solchen Rissen, Brüchen, Spannungen und Konflikten ereignet und entwickelt sich aber auch viel und tun sich neue Möglichkeiten auf! (Denken Sie nur einmal an Spielfilme: Wenn es dort keine Konflikte oder zumindest irgendwelche Probleme oder gefährliche Situationen gäbe, wäre es einfach nur langweilig.) In der biblischen Urgeschichte zeigen sich grundlegende Facetten des Menschen, aber vielleicht noch viel mehr Gottes. Ein wesentlicher Grundzug dabei: Trotz allem geht die Geschichte des Menschen weiter – und kommt sogar erst so richtig in Fahrt! Erst außerhalb des Paradieses geht es richtig los: Adam und Eva entdecken die Sexualität. Die Menschheit wächst und entwickelt Zivilisationen. Erst mit der Sprachverwirrung und Zerstreuung nach dem Turmbau zu Babel wird die ganze Erde besiedelt. Und selbst die Sintflut endet mit einem Bekenntnis Gottes, das Leben nicht auszurotten. Nicht Entzweiung und Untergang sind das letzte Wort Gottes, sondern das Hoffnungszeichen des Regenbogens (9,8–17).

Eine spannungsvolle Mission

Dennoch brachte der Neue Bund mit Gott in Jesus Christus nicht nur Einheit und Versöhnung. Gerade die Verbreitung der neuen Botschaft war nicht selten von Missstimmungen und Anfeindungen im (römischen) Volk begleitet. Angeführt wurde etwa, dass die christliche Mission zu Rissen innerhalb von Ehen und Familien führe, denn hier waren es häufig zuerst Frauen, die sich dem Christentum zuwandten (vgl. 1 Petr 3,1–7). Der Exklusivitätsanspruch der Christ:innen wurde ebenfalls kritisch wahrgenommen. Er vertrug sich nicht mit der Vielfalt von Kultformen, die im Römischen Reich nebeneinander existieren konnten und durften. Hinzu kam der große Erfolg, den die Christ:innen mit ihrer Mission erzielten – zuerst lokal, dann aber entwickelte sich auch die Sorge, sie könnten staatsgefährdende und letztlich sogar staatsverändernde Macht gewinnen. Zunächst handelte es sich nur um heimlich gehegte Aversionen, im späteren Verlauf schlug die Situation aber in öffentliche Polemik und nicht zuletzt in pogromartige Übergriffe um, die den Beginn der Christenverfolgungen markierten.

Adressaten der Mission waren die Völker „bis an die Grenzen der Erde“ (Apg 1,8); also nicht nur die Griechen, sondern auch die sogenannten Barbaren sollten vom Evangelium erreicht werden. Die Predigt des Evangeliums hat somit nicht nur das Ziel einer individuellen Bekehrung, sondern als ein weltumspannendes und – idealerweise – Einheit stiftendes Geschehen ist sie in der Lage, Risse zu beseitigen und zeitbedingte, politische und soziale Grenzen zu überbrücken. Anfangs sahen sich die Christen im Gegenüber zur Welt, eine kleine, in sich geschlossene Gruppe, was sich u. a. in der Gestaltung des Katechumenats niederschlug. Die Mission nur geographisch zu bewerten, reicht aber nicht aus. Vielmehr geht es um die existentielle Konfrontation des Menschen mit dem Evangelium, ein neues menschliches Miteinander und um den Anbruch einer neuen Zeit.

Die christliche Mission sorgte aber auch intern für manche Spannungen. Anfangs war sie nach Mt 28,16–20 („Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern“) und Apg 1,8 („... und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde“) Aufgabe besonders der Apostel. Über den Fortgang dieses idealen Missionsauftrags haben die frühen Gemeinden Erzählungen geschaffen, die in der Alten Kirche sehr geschätzt wurden. Demzufolge (vgl. Didaskalia 43,12–17; Euseb, Kirchengeschichte III 1; Thomas- und Philippusakten) kamen die Apostel nach der Himmelfahrt Jesu zusammen, um die Welt in Missionsgebiete einzuteilen, in die jeder Apostel gesendet werden sollte. Nicht jeder war über das auf ihn gefallene Los gleichermaßen erfreut. Es wurde verhandelt und sogar geweint, aber letztlich konnte dieser temporäre Riss in der apostolischen Einigkeit aufgehoben werden.

Wer jetzt denkt, Krach unter Aposteln käme nur in außerbiblischen Schriften vor, der sei auf das Apostelkonzil verwiesen (Gal 2,1–10; Apg 15), das ja aus Anlass der Kritik judenchristlicher Nomisten an der Beschneidungsfreiheit und Gesetzeskritik der antiochenischen Heidenmission stattfand. Aber erinnert sei auch an die Episode, als Jakobus und Johannes Jesus darum baten, in seinem Reich zu seiner Rechten und Linken sitzen zu dürfen (Mk 10,35–45): „Als die zehn anderen Jünger das hörten, wurden sie sehr ärgerlich über Jakobus und Johannes“ (V. 41).

Notwendige Spaltungen?

„Zunächst höre ich, dass es Spaltungen unter euch gibt, wenn ihr als Gemeinde zusammenkommt; zum Teil glaube ich das auch. Denn es muss Parteiungen geben unter euch, damit die Bewährten unter euch offenkundig werden“ (1 Kor 11,18 f.): heftige Worte von Paulus – die deutlich machen, dass es sich nicht nur unter Aposteln gut streiten ließ, sondern auch in den frühen Gemeinden.

Was war in Korinth passiert? Offenbar scheiterte das urchristliche Ideal der Geschwisterlichkeit und Gleichheit besonders deutlich bei einem zentralen Punkt, nämlich der Feier des Abendmahls (V. 17–34). Dieses war nicht nur ein eher symbolisches, rituelles Mahl wie bei der heutigen Eucharistiefeier, sondern mit einer Mahlzeit verbunden, mit mitgebrachten Speisen. Doch das Teilen funktionierte nicht wirklich. Manche konnten erst später kommen – und andere warteten nicht; „dann hungert der eine, während der andere betrunken ist“ (V. 21). Hier schlugen gerade auch soziale Unterschiede durch. Insgesamt ein unwürdiges Schauspiel, das dem, was im Abendmahl gefeiert wird, nicht gerecht wird – so tadelt Paulus.

Aber das ist nicht das Einzige, das Paulus kritisiert. Im Gegenteil, der Erste Korintherbrief zeichnet das Bild einer Gemeinde, die es schier zerreißt: ausgeprägte Parteibildungen, theologischer Grundsatzstreit, sittliche Missstände, Rechtsstreitigkeiten unter Gemeindegliedern, offene Fragen zu Ehe, Jungfräulichkeit und Geschlechterordnung, dazu bei manchen ein selbstbezogener charismatischer Überschwang ... Paulus versucht hier zu vermitteln, zu klären, Orientierung zu geben. Offenbar nicht ohne Erfolg. Denn die Geschichte der Gemeinde geht weiter.

Springen wir einmal ein ganzes Stück vor (und damit über den Zweiten Korintherbrief hinweg). Ende der 90er Jahre des ersten Jahrhunderts traf in Korinth der Erste Clemensbrief ein. Es ist ein als „amtliche Verfügung“ verfasstes Schreiben der römischen Gemeinde an die Gemeinde in Korinth. Der Anlass ist die „abscheuliche und gottlose Stsis [gr. Aufruhr, Zwietracht, Parteiung]“, die in Korinth dazu führte, dass die vorbildliche und gottesfürchtige Gemeinde (1,2) in „Eifersucht und Neid“ (3,2) verfiel und „Streit und Aufruhr, Verfolgung und Unordnung, Krieg und Gefangenschaft“ (ebd.) herrschten. Konkret ging es um die Absetzung der ältesten, die als Gremium die korinthische Gemeinde leiteten, was nahezu bürgerkriegsähnliche Zustände nach sich zog. Die Motivation war vermutlich nicht, einzelne Personen abzusetzen, sondern die Legitimität der Gemeindeleitung durch Presbyter wurde als solche in Frage gestellt. Damit lässt sich das Eingreifen der Gemeinde in Rom erklären, da sie das gute Ansehen der korinthischen Gemeinde geführt sieht und darüber hinaus das Ansehen und vor allem die Einheit der ganzen Kirche. Der Brief verfolgt somit ein ekklesiologisches Ziel: Der stetige Aufruf zu Frieden und Umkehr in 1 Clem ist der Versuch, diesen anfänglichen Riss in der Kirche zu beseitigen und ihre Einheit zu bewahren. Gottes Wille zielt auf die heilvolle Ordnung seiner Schöpfung ab, so der Tenor des Briefes. Doch das ist eine bleibende, stndige Aufgabe – gerade auch in der Kirche.

Vielstimmigkeit – das biblische Prinzip

Einheit – eine Herausforderung für die Kirche von Anfang an. Und eine beständige Aufgabe für das Gottesvolk bereits zu alttestamentlicher Zeit. Welche Risse, Zerwürfnisse, Spaltungen und Kontroversen es seit jeher gab, hat unser Parforceritt durch die Bibel gezeigt.

Doch wann ist ein Riss ein Riss? Oder anders gefragt: Ab wann sind abweichende Auffassungen ein Bruch, ein handfestes Zerwürfnis, ein Verlassen der grundlegenden Einheit, ein Ausschlusskriterium?

Für die Bibel ist das eine geradezu existentielle Frage. Markion (im 2. Jahrhundert n. Chr.) war nicht der Einzige, der Teile der Heiligen Schrift aus inhaltlichen Gründen ablehnte. Welche Bücher Aufnahme in den Kanon finden sollten, war eine lange kontrovers diskutierte Frage. Und bis heute gibt es unterschiedliche Antworten: nicht nur zwischen Juden und Christen, sondern auch zwischen den verschiedenen christlichen Konfessionen.

Trotz der Abweichungen in den Kanones besteht aber in einem Einheit: in der Uneinheitlichkeit. Das Wort Bibel geht auf das griechische Wort *biblia* zurück, das übersetzt „Bücher“ bedeutet. Die Bibel ist also keine Monographie aus einem Guss, sondern eine Zusammenstellung ganz unterschiedlicher Schriften. Und eine Gegenüberstellung unterschiedlicher Meinungen. Wenn etwa der Jakobusbrief betont, „dass der Mensch aus Werken gerechtfertigt wird und nicht aus Glauben allein“ (Jak 2,24), so klingt das ganz anders als das, was Paulus sagt. Während es im Buch der Sprichwörter heißt: „Kein Unheil trifft den Gerechten“ (Spr 12,21), arbeitet sich das Buch Hiob an gegensätzlichen Erfahrungen ab. Und über die kontrastreiche Vielfalt der Gottesbilder, die die Bibel zeichnet, ließe sich lange reden.

Man kann darin Risse sehen. Aber diese Risse rhren auch daher, dass es Menschen in ihren Erfahrungen mit dem Leben, mit anderen Menschen, mit der Umwelt, mit Gott manchmal innerlich schier zerreißt. Das Babylonische Exil etwa war eine kollektive Erfahrung des Volkes Israel, die zu einer Neuorientierung der Theologie geführt hat. Auch Jesus als der Christus hat alles auf den Kopf gestellt in den Augen seiner Anhänger. Und dann gibt es auch die vielen individuellen Erfahrungen, die mit beigetragen haben zur Vielstimmigkeit der Bibel.

Diese Vielstimmigkeit stört viele. Sie tendieren zur Vereinheitlichung: durch Deutungen und Umdeutungen, durch Ausblenden mancher Abschnitte der Bibel, in Einzelfällen durch Umschreiben der Bibel. Doch damit werden sie der Bibel nicht gerecht, deren Prinzip Vielstimmigkeit ist.

Diese Vielstimmigkeit eröffnet mit ihren Meinungen und Bildern einen Raum des Gesprächs, der Diskussion, sich ergänzender Perspektiven. Und einen Raum, in dem sich auch heutige Menschen mit ihren ganz unterschiedlichen Lebenserfahrungen wiederfinden können. Die Bibel bietet so Menschen die Gelegenheit, die Vielstimmigkeit und auch die Risse, die sie im Inneren bewegen, vor Gott in den Blick zu nehmen: Denn nichts Menschliches ist Gott und der Bibel fremd.

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Risse » Auf dem Weg zur Einheit der Kirche

Auf dem Weg zur Einheit der Kirche

Frust und Lust ökumenischer Arbeit in einer entchristlichten Region

Spannungen, Risse und Spaltungen gibt es zwischen Christinnen und Christen zuhauf. Wie die ökumenische Arbeit hier entgegenwirken kann, zeigt Jürgen Dittrich ganz konkret, indem er aus seiner langjährigen praktischen Arbeit berichtet.

Ein Blick in die Geschichte der Kirche kann aus verschiedenen Blickwinkeln erfolgen. Einerseits kann er Trennungen mit nachhaltigen Verwerfungen und schmerzlichen Verletzungen beschreiben, andererseits ermöglicht er den Blick auf Bemühungen, den biblischen Ruf zur Einheit, die Christus seiner Kirche geschenkt hat, wieder neu zu hören und Schritte darauf hin zu wagen.

Dabei ist dieser zweite Blick keineswegs ein Phänomen der Neuzeit, sondern Bestandteil einer Sehnsucht, die immer wieder Aufbrüche in der scheinbar festgefühten Mauer der Abgrenzungen erkennen ließ. So kann an die Unionsversuche des 11. Jahrhunderts zwischen dem griechischen Kaiser Alexios I. und Papst Urban II. erinnert werden oder an die Unionsverhandlungen des Konzils von Florenz im Jahr 1439. Im 17. Jahrhundert versuchten der evangelisch-reformierte Hugo Grotius und der evangelisch-lutherische Georg Calixt eine innerprotestantische Annäherung unter Bezug auf die *articuli fundamentales* des Vincentius von Lerinum zu erreichen, indem sie ihr Verständnis des wahren katholischen Christentums auf die drei Kennzeichen *antiquitas, universitas* und *consensio* gründeten.

Unterschiede auf dem Weg zur Einheit

Die ökumenischen Bewegungen im engeren und im weiteren Sinne schlagen grob unterschieden drei Wege zur Förderung der Einheit der Kirche ein:

1. Die Einheit der Kirche ist nur auf der Grundlage der Übereinstimmung in grundlegenden und notwendigen Lehraussagen möglich, wobei in allen nichtwesentlichen Dingen große Freiheit herrschen kann.
2. Die tiefere Erkenntnis des Wesens der Kirche als Leib Christi ermöglicht den Blick auf Einheit und Kontinuität der Kirche und verpflichtet gleichzeitig dazu, die in Christus bereits gegebene Einheit in der Welt mittels sichtbarer Schritte zu manifestieren.
3. Der dritte Weg geht von Erfahrungen der Mystik und des Pietismus aus, dass sich das Christentum nicht in erster Linie in formulierten Dogmen und Lehrsätzen wiederfindet, sondern im gelebten Glauben von Christen in allen Konfessionen.

Geistliche Ökumene

Gegenwärtige Schritte, Antworten auf die Risse zu finden, die sowohl Christinnen und Christen als auch Kirchen und Gemeindeverbände trennen, betonen eine geistliche Ökumene, ohne die jede Einheitsbemühung der Gefahr unterliegt, lediglich an der Oberfläche zu verbleiben. Bereits das Zweite Vatikanische Konzil betont in seinem Ökumenismusdekret diese Voraussetzung: „Diese Bekehrung des Herzens und die Heiligkeit des Lebens ist in Verbindung mit dem privaten und öffentlichen Gebet für die Einheit der Christen als die Seele der ganzen ökumenischen Bewegung anzusehen; sie kann mit Recht geistlicher Ökumenismus genannt werden“ (*Unitatis redintegratio* 8). Die Charta Oecumenica, die in Deutschland im Jahr 2003 von zahlreichen Kirchen unterzeichnet wurde, nimmt diesen Ansatz in ihrer dritten Leitlinie auf: „Ökumene beginnt deshalb für die Christinnen und Christen mit der Erneuerung der Herzen und der Bereitschaft zu Buße und Umkehr. In der ökumenischen Bewegung ist Versöhnung bereits gewachsen“ (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland 2013, 8). Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) versteht sich als ein wesentliches Element multilateraler ökumenischer Zusammenarbeit und nimmt den Ansatz der geistlichen Ökumene in ihrem Handeln auf.

Schritte zur Überwindung von Spaltungen

Die in der Regel mit den Grenzen der Bundesländer übereinstimmenden regionalen ACK sehen es als eine ihrer Aufgaben an, ihre Mitgliedskirchen dabei zu unterstützen, die Anliegen der Ökumene ihren Gemeinden nahezubringen. Dabei werden insbesondere regionale und lokale Gegebenheiten berücksichtigt, um ökumenisches Denken und Handeln in der Praxis zu verankern.

Die ACK Sachsen-Anhalt als eine von 14 regionalen ACK in Deutschland besteht, zunächst unter der Bezeichnung AGCK in den Bezirken Magdeburg und Halle, seit 1979 und profitiert von einer gewachsenen und vertrauensvollen Zusammenarbeit ihrer Mitgliedskirchen. Sie sieht sich wie die anderen ostdeutschen regionalen ACK der spezifischen Situation einer etablierten säkularen Gesellschaft gegenüber, die als besondere ökumenische



Jürgen Dittrich war bis 2019 evangelischer Pfarrer und Kreisoberpfarrer unter anderem im Kirchenkreis Ballenstedt und in Calvörde und ist seit 2006 Vorsitzender der ACK Sachsen-Anhalt.

Herausforderung wahrgenommen wird. In einem Bundesland mit einem Konfessionsanteil aller Kirchen und Gemeindebünde von lediglich rund 15 % der Gesamtbevölkerung stellt sich die Frage der Glaubwürdigkeit christlichen Handelns in verschärfter Weise. Die Umsetzung dieser Ausgangslage versuche ich an den folgenden fünf Beispielen zu verdeutlichen.

Charta Oecumenica konkret

Die 2001 von den europäischen Kirchen als Übereinkunft zwischen dem Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (CEE) und der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) unterzeichnete Charta Oecumenica (CÖ) wurde 2003 für den deutschen Bereich rezipiert. Dieser Prozess mündete in eine Phase der Umsetzung auf regionaler und lokaler Ebene, die jeweils eine feierliche Unterzeichnung der CÖ einschloss. Die entsprechenden Überlegungen in der ACK Sachsen-Anhalt führten dazu, über eine bloße Unterzeichnung hinauszugehen. Leitend war und ist der Gedanke, die Verpflichtung der Leitlinie 4 der CÖ zu gemeinsamem Handeln auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens im Sinne eines aktiven Initiierens zu unterstreichen. Für einige Leitlinien der CÖ wurden im Rahmen der Feier des 30-jährigen Bestehens der ACK Sachsen-Anhalt im Jahr 2009 Konkretionen für Sachsen-Anhalt im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes feierlich unterzeichnet. Diese Konkretionen nehmen Bezug auf die Verpflichtung, in einem säkularen Umfeld die öffentliche Bezeugung des Glaubens als verstärkte Verpflichtung zu praktizieren. Ökumenische Gastfreundschaft, diakonischer und caritativer Dienst stehen als Beispiele gemeinsamer Verkündigung ebenso wie Toleranz und Respekt gegenüber anderen Kulturen als Prüfstand ökumenischen Handelns im Blickfeld der Mitgliedskirchen (der Text findet sich in Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland 2013, 34 f.).

Besuche beim Nachbarn

Bereits im Jahr 1985 hatte sich die AGCK in den Bezirken Magdeburg und Halle mit der Frage beschäftigt, wie es gelingen kann, in den Kirchen nicht übereinander, sondern miteinander zu reden. Ausgehend von der alltäglichen Beobachtung, dass gute Nachbarschaft dann gelingt, wenn man sich gegenseitig besucht, wurde ein Besuchsprogramm gestartet, das gegenseitige Besuche in Gottesdiensten der verschiedenen Mitgliedskirchen zum Inhalt hatte. Diese positiven Erfahrungen hat die ACK Sachsen-Anhalt in den Jahren 2013 und 2014 aufgegriffen und eine Besuchsgruppe delegiert, die aus zehn Vertretern unterschiedlicher Kirchen bestand und Gottesdienste in Kirchen besuchte, in denen jeweils eine Taufe gefeiert wurde. Nach entsprechender Anmeldung hatte die Besuchsgruppe Gelegenheit, die ökumenische Bandbreite gottesdienstlichen Lebens kennenzulernen und mit den Gemeindegliedern ins Gespräch zu kommen. Die Verpflichtung der Leitlinie 5 der CÖ: „Wir verpflichten uns, [...] die Gottesdienste und die weiteren Formen des geistlichen Lebens anderer Kirchen kennen und schätzen zu lernen“ (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland 2013, 10) wurde in wirksamer Weise umgesetzt. Die Auswertung des zweijährigen Besuchsprozesses ergab folgendes Bild, das zu einer Fortsetzung der gegenseitigen Besuche ermuntert:

- Die ökumenische Verbundenheit in Sachsen-Anhalt erweist sich als tragfähig.
- Die Mitglieder der Besuchsgruppe ließen sich für das Projekt ansprechen und haben über den gesamten Zeitraum von zwei Jahren geschwisterlich zusammengearbeitet. Aus verschiedenen Kirchen kann eine Gruppe einen gemeinsamen Weg zurücklegen, was früher nicht möglich gewesen wäre.
- Hätte das Projekt nicht stattgefunden, wären die Teilnehmer nicht in die Gottesdienste der unterschiedlichen Kirchen gekommen.
- Die Besuche stellten für die Teilnehmer eine wesentliche Bereicherung im Sinne des ökumenischen Lernens dar.
- Die Besuchsgruppe war offiziell in allen Kirchen willkommen.
- Die Besucher haben gespürt, dass sich der gemeinsame Glaube in verschiedenen Formen ausdrücken kann; ihnen ist die Vielfalt der Glaubensäußerungen, die große Anzahl von Gemeinden in Sachsen-Anhalt und die Bedeutung der Erwachsenentaufe neu bewusst geworden. Jede Kirche hat eine andere Glaubenspraxis als die aus der eigenen Kirche bekannte.
- Manches Erlebte bot Anlass, die eigene Praxis zu überprüfen, sich aber auch des eigenen Glaubens zu vergewissern.
- Die Praxis der Gottesdienstvollzüge und lebendige Menschen in ihrer Frömmigkeit zu erleben hat einen anderen Stellenwert, als die Glaubenslehren anderer Kirchen theoretisch zu kennen und zu reflektieren.
- Für die Bewertung der Besuche spielen die eigene Tradition und die eigenen Glaubenserfahrungen eine wesentliche Rolle.

Der Schatz der Bibel

Im Vorfeld des Reformationsgedenkens gab es zu Beginn der Lutherdekade Irritationen über eine mögliche einseitige evangelische Jubelfeier. Diesen Bedenken sollte Rechnung getragen werden, indem wir als die regionale ACK, in deren Gebiet die Lutherstädte Wittenberg, Eisleben, Magdeburg und Mansfeld liegen, aktiv den ökumenischen Aspekt dieses Gedenkens betonten. Die Bibel als die allen Konfessionen gemeinsame Glaubensgrundlage sollte in den Vordergrund gerückt werden, um die Möglichkeiten der Multilateralität ökumenischen Handelns herauszustrichen. Der Beginn von Luthers Psalmenvorlesung in Wittenberg am 16. August 1513 eröffnete die Chance, 500 Jahre später am 16. August 2013 einen

zweistündigen Pilgerweg durch Lutherstadt Wittenberg mit Stationen in den verschiedenen Kirchen der Innenstadt durchzuführen. Beispielhaft gestalteten vier Mitgliedskirchen ihren Zugang zur Bibel im Rahmen einer Stationsandacht, wobei unter anderem der Lobpreis, die Katechese und der liturgische Gebrauch der Bibel gewählt wurden. Symbolträchtig war neben dem gemeinsamen Pilgerweg von Vertretern aller Konfessionen die Gestaltung der Stationsandacht durch die armenisch-apostolische Gemeinde in der Schlosskirche als dem Ziel von Protestanten aus aller Welt. Unabhängig vom Datum lässt sich der Pilgerweg an anderen Orten in ähnlicher Weise aufnehmen. (Näheres mit Ablauf der Stationsandachten findet sich in: Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland/Ökumenische Zentrale 2015, 134–138.)

Versöhnung begehen

Die ökumenischen Irritationen im Vorfeld des Reformationsgedenkens veranlassten den Vorsitzenden der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Feige/Magdeburg, zu folgender Anregung: „Im Blick auf das 500-jährige Reformationsgedenken 2017 könnte es sicher entkrampfend sein, wenn vorher noch so etwas wie ein Versöhnungsprozess in Gang käme, der sich den tragischen Folgen der evangelisch-katholischen Trennung und Entfremdung stellt, gewissermaßen eine ‚Reinigung des Gedächtnisses‘ bzw. ‚Heilung der Erinnerungen‘.“ Nach den positiven Erfahrungen des Pilgerweges zum Schatz der Bibel konnte ebenfalls in Lutherstadt Wittenberg am 25. November 2015 ein wichtiger Schritt der Versöhnung mittels eines Pilgerweges gegangen werden, der vor dem Cranachaltar der evangelischen Stadtkirche St. Marien seinen Abschluss fand. Indem zugefügte Verletzungen, die durch Worte, Bilder und Taten erfolgt sind, ausgesprochen wurden, konnte eine Einheit im Glauben sichtbar werden, die Christen aus allen Kirchen bestärkte, gemeinsam das Jahr 2017 zu begehen.

Die Erfahrung, dass Christen und Kirchen über Jahrhunderte in Schuld und in Selbstbehauptung und Abgrenzung verstrickt waren, bildete den Ausgangspunkt der Versöhnung. Christen und Kirchen waren in einem hohen Maß und aktiven Sinn auch Täter durch verächtliche Worte, entwürdigende Bilder und vernichtende Taten. Dabei sind entwürdigende Bilder bis heute in den Köpfen vorhanden. Sie zeigen sich vielfach in Begrifflichkeiten. „Wir sprechen leichtfertig von Mitgliedern einer Sekte, von den ungläubigen Evangelischen, von chaotischen Pfingstlern, von den machtversessenen Orthodoxen, von den falschen Katholiken oder von pietistischen Frömmern. Viel zu oft glauben wir diesen Bildern in unseren Köpfen und lassen nicht zu, dass sie durch Gespräche und Begegnungen in Frage gestellt werden“ (Liturgie zum Pilgerweg der Versöhnung). Da das Bekenntnis zur Versöhnung mit dem Aussprechen der Schuld verbunden ist, sollten gängige Vorurteile, wenn auch in teilweise plakativer Hinsicht, von verschiedenen Sprechern ausdrücklich benannt werden:

„Die Liste der ausgesprochenen Vorurteile ist lang:

Die Baptisten sind nur eine Sekte,
die Katholiken sind scheinheilig,
die Altlutheraner sind fanatisch,
die Protestanten glauben an gar nichts
und die Orthodoxen beten die Bilder an.

Um die Praxis der anderen Kirche verächtlich zu machen, können die Vorurteile sogar zu ausgesprochenen Vorwürfen werden:

In orthodoxen Kirchen werden Ikonen angebetet,
freikirchliche Gottesdienste sind reine Selbstdarstellung,
in der katholischen Messe oder in der orthodoxen göttlichen Liturgie hat der Formalismus die Oberhand
und in evangelischen Gottesdiensten fehlt die liturgische Form und geistliche Tiefe.

Bis heute wird versucht, die eigene kirchliche Identität in Äußerlichkeiten in Abgrenzung zu anderen Kirchen festzumachen:

Wir, wir tragen doch keine Albe, wir, wir bekreuzigen uns doch nicht – wir, wir sind doch nicht katholisch.

Unsere Gottesdienste sind wenigstens gut besucht, bei uns in der Kirche findet doch kein Jahrmakel statt – wir sind doch nicht evangelisch.“

(Liturgie zum Pilgerweg der Versöhnung)

Die Vergebungsbitte wurde von allen liturgisch Beteiligten und der Gemeinde aufgegriffen und mündete in ein entsprechendes Versöhnungsgebet, das dazu beigetragen hat, dass Verletzungen und Spaltungen einem gemeinsamen Weg auf das Jahr 2017 zu nicht mehr im Weg standen.



Ökumeneknigge

Die positiven Erfahrungen des Jahres 2017 haben das „Gefühl verfestigt, dass dieses Jahr gerade im ökumenischen Miteinander Entscheidendes bewirkt hat. Das Christusfest des Jahres 2017 hat zu einer Stärkung der Verbindungen beigetragen, die das gemeinsame Zeugnis des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zum Ausdruck bringen“ (Dittrich/Laser-Merker/Schmeja 2020, 3). Die Erkenntnis, dass es wesentlich für gemeinsame Schritte des Glaubens ist, sich gegenseitig möglichst gut zu kennen und voneinander zu lernen, hat den Wunsch verstärkt, praktisches Wissen über andere Konfessionen mit Hinweisen auf wünschenswertes Verhalten im gegenseitigen Umgang zu verbinden und es Gemeindegliedern zur Verfügung zu stellen. Dazu hat die ACK Sachsen-Anhalt in Verbindung mit der ökumenischen Kommission für pastorale Fragen des Bistums Magdeburg und der evangelischen Landeskirchen die Form eines kleinen Handbuchs mit dem Titel „Ökumeneknigge“ gewählt, das den Gemeinden in der praktischen Arbeit dienen soll. In 19 Artikeln unter den Überschriften der vier Kapitel „Gottesdienstliches Leben“, „Frömmigkeit“, „Christliche Praxis im Alltag“ und „Formales“ werden so verschiedene Bereiche wie Gesangbuch, heilige Zeiten, Essen, Liebe, Partnerschaft, Ehe oder Rangordnung in den Blick genommen. Auf insgesamt 64 Seiten soll ohne den Anspruch, umfassende Informationen über den Standpunkt der Konfessionen zu liefern, ökumenische Sensibilität für das oft fremde Glaubensverständnis geweckt werden.

Alle 19 Artikel haben den folgenden gleichen Aufbau:

1. Kurze Beschreibung der Thematik
2. Darstellung des unterschiedlichen Verständnisses und der verschiedenen Handhabungen in den verschiedenen Kirchen der multilateralen Ökumene. Soweit möglich werden hierzu die bereits vorhandenen ökumenischen Möglichkeiten und ihre Anwendungsbereiche genannt.
3. Der Blick auf das Handeln weist auf Punkte hin, die unbedingt in der Begegnung und im gegenseitigen Handeln beachtet werden sollten.
4. Abschließend stehen Hinweise, die dazu dienen, eine Haltung der kirchlichen Selbstgenügsamkeit zu vermeiden, und die versuchen, ökumenische Sensibilität zu schärfen.

Wenn Begegnungen von Christen aus unterschiedlichen Kirchen oft von einem Gefühl der Fremdheit überschattet sind, das am unterschiedlichen „Stallgeruch“ der Kirchen liegt, dann kann der Ökumeneknigge durch die Beschäftigung mit praktischen Unterschieden dazu helfen, auch auf fremde Traditionen zuzugehen und so Hemmschwellen zu senken.

Die vielfältigen praktischen Hinweise dienen allerdings nicht nur dem vertieften Verständnis, sondern wollen ausdrücklich dazu ermutigen, den Schatz der anderen Kirchen in der Hinsicht zu entdecken, dass Defizite in der eigenen Frömmigkeit und kirchlichen Praxis deutlich werden und zur Erprobung und Umsetzung im Sinne der Ergänzung des Glaubens anregen.

Ob die von der ACK konstatierte positive ökumenische Grundstimmung nach der Feier des Reformationsgedenkens im Jahr 2017 nachhaltig ist, wird nach meiner Überzeugung an der Praxis einer geistlichen Ökumene erprobt werden, die die Kraft besitzt, zu „einer beständigen Umkehr zu Jesus Christus“ (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland/Ökumenische Zentrale 2018, 3) zu führen. Die Aufgabe, die Einheit der Kirche zu leben und je länger, je mehr sichtbar werden zu lassen, hängt jedenfalls nicht zuletzt davon ab, ob es gelingt, zugefügte Verletzungen zu heilen, um ein glaubwürdiges gemeinsames christliches Zeugnis zu ermöglichen, das in der Gesellschaft nicht nur als hilfreich wahrgenommen wird, sondern von glaubwürdigen Zeuginnen und Zeugen vertreten wird.

Literatur

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (Hg.), [Gemeinsamer ökumenischer Weg mit der Charta Oecumenica. Texte, Bilder und Anregungen aus der deutschen Ökumene, Frankfurt/Main 2013](#) (alle Internetquellen abgerufen am 4.5.2022).

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland/Ökumenische Zentrale (Hg.), [Die Bibel neu als Schatz entdecken, Frankfurt am Main 2015](#).

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland/Ökumenische Zentrale (Hg.), [Ökumene nach dem Jahr 2017. Erklärung der Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland \(ACK\), Frankfurt am Main 2018](#).

Dittrich, Jürgen/Laser-Merker, Dorothea/Schmeja, Brigitte (Hg.), [Ökumeneknigge. Über den Umgang mit Christen, Halle 2020](#).

>> Übersicht > Ausgabe 1 | 2022 > Risse > Risse in der Biografie

Risse in der Biografie

Chancen fürs Weitergehen

Wie gehen Menschen mit Umbrüchen in ihrem Leben und biografischen Rissen um? Monika Heilmeier-Schmittner stellt typische Muster und Dynamiken vor und zeigt auf, wie Biografiearbeit hilfreiche Ressourcen erschließen kann.

„There is a crack, a crack in everything.“ Leonard Cohen besang schon vor 30 Jahren den Riss in allem.

Risse erleben wir derzeit viele und vielerlei, in der Gesellschaft, aber auch in uns selbst.

Wir sehen Risse durch Perspektivlosigkeit und durch Trennungen, Risse nach einer Flucht, nach der Zerstörung von Lebensplänen und -hoffnungen, Risse, weil es uns schier zu zerreißen droht zwischen einem „normalen“ Alltagsleben und dem Wissen um die Krisen der Zeit – die Pandemie, der Krieg, die Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen. Wir erleben uns zerrissen zwischen Zuversicht und Optimismus auf der einen Seite und Verzweiflung und Sorge um uns und andere auf der anderen Seite.

Risse im Lebensverlauf können entstehen, wenn Menschen ihre Beheimatung verlieren. Das ist der Fall, wenn es in Familien Streit und Verwerfungen gibt, die unüberbrückbar erscheinen, und jemand deshalb den Kontakt zu Eltern bzw. Geschwistern abbricht. Dies kann auch sein, wenn jemand aus beruflichen oder anderen Gründen weit wegzieht. Zunehmend erleben wir hautnah die Situation, dass die Lebensbedingungen unerträglich werden, weil Klimaveränderungen oder Krieg ein Weiterleben am vertrauten Ort unmöglich machen und die Menschen fliehen müssen. Risse in Lebensläufen geschehen auch, wenn die Menschen zwar dableiben, doch die Umgebung sich fundamental verändert. Auf das letztgenannte Phänomen hat Beate Mitzscherlich bei einer Fachtagung zur Biografiearbeit in München hingewiesen und ihre eigene Erfahrung mit dem Fall der Mauer und der Wende beschrieben. Von analogen Erfahrungen – herausgerissen aus Verwurzelungen – erzählen manchmal Adoptivkinder.

Alltägliche Risse erleben wir manches Mal bei Rollenübergängen. Beim Frühstück ist jemand zum Beispiel die Mutter, die den Kindern das Frühstück und das Pausenbrot richtet und sie zur Haustür begleitet. Anschließend schlüpft sie in ihre Berufsrolle. Abends bespricht sie als Ehefrau ihren Tag mit ihrem Mann. Nicht immer sind diese Wechsel fließend möglich. Zerrissenheit ist auch innerhalb einer der Rollen erlebbar: wenn jemand zum Beispiel einerseits Einkaufshilfen für Familien in Quarantäne organisiert und auf dem Heimweg die Nachbarin trifft, die Corona-Leugnerin ist. Da steht man jedes Mal neu vor der Entscheidung, ob man erzählt, woher man gerade kommt, und garantiert eine ebenso lange wie frustrierende Diskussion provoziert, an deren Ende immer noch die beiden Positionen unvereinbar nebeneinanderstehen – oder nicht. Der Riss ist in beiden Varianten spürbar.

In Leonard Cohens Text geht es so weiter: „There is a crack, a crack in everything. That’s how the light gets in.“

Auch davon soll hier die Rede sein, ohne einem plumpen, beleidigenden, vorschnellen Krisen-Chance-Gerede das Wort zu reden.

Es lohnt sich, sich mit sanften Lebensübergängen ebenso wie mit abrupten Rissen und Brüchen zu beschäftigen. Denn in jeder Veränderung gibt es einen Riss; anders weitergehen kann es nur, wenn wir etwas hinter uns lassen, uns losreißen von Altem, Überholtem, nicht mehr Brauchbarem.

Warum sind Übergänge im Leben so spannend? Weil Übergänge Schwebezustände sind, Möglichkeitsräume und Zwischenzeiten. Das Vorherige ist nicht mehr und das Neue noch nicht. Was wir im Umbruch erleben, das sind die „Zonen der Ungewissheit und Verwundbarkeit“ (Walther/Stauber 2013, 30).

Je nach Temperament und Vorerfahrungen begegnen wir Übergängen mit Vorfreude und Neugier auf das, was kommen mag, oder ängstlich und traurig darüber, dass das Gewesene vorbei ist.

In der Biografiearbeit haben wir es oft mit (Um-)Brüchen zu tun. Das menschliche Leben kann sogar als Abfolge von Übergängen – großen und kleinen, bedeutsamen und beiläufigen, alltäglichen und lebenswendenden – gelesen werden. Wir unterscheiden erwartbare von unerwarteten (Um-)Brüchen. Der Übergang ins Rentenleben gehört ebenso zu den erwartbaren wie der vom Kindergarten- zum Schulkind oder vom Single zur Ehefrau oder zum Ehemann. Unerwartete Übergänge sind zum Beispiel durch Trennung oder Tod



Monika Heilmeier-Schmittner ist
Diplompädagogin,
Erwachsenenbildnerin, Lehrtrainerin
für Biografiearbeit sowie Referentin
für Persönlichkeitsbildung und
Familienbildung bei der Domberg-
Akademie Freising.

verursachte oder auch durch Arbeitslosigkeit, Krankheit oder eine ungeplante Schwangerschaft.

Beiden Typen ist gemeinsam, dass es ein Davor und ein Danach gibt und dazwischen einen Bruch, einen Riss, vielleicht auch einen Übergang. Für beide Formen gilt, dass man sich im Vorgriff nur sehr bedingt vorbereiten kann. Vielmehr hilft eine erfahrungsbegleitende Unterstützung.

Wo erwerben wir Menschen die Fähigkeit, Übergänge gut zu gestalten bzw. zu bewältigen? Zum einen durch Vorbilder. Kinder schauen sich ganz automatisch ab, wie Mutter, Vater, Opa, Oma, Erzieherinnen und Lehrkräfte – alle Großen, zu denen sie eine positive Bindung haben – ihre Übergänge leben. Auch hier gilt das schöne Bonmot: „Man braucht seine Kinder gar nicht zu erziehen; sie machen einem eh alles nach.“

Zum anderen lernen wir aus unserem eigenen Leben. Wie haben wir frühere Übergänge bewältigt? Wer oder was hat dabei geholfen? Was hat mir nicht gutgetan und was will ich verändern? Diese Suche nach den Ressourcen, also den durch Lebenserfahrung gewonnenen Stärken, wird besonders von der Biografiearbeit unterstützt. Biografiearbeit macht jede und jeder, der sich für sich mit diesen Fragen beschäftigt, in Tagebüchern oder rein gedanklich, oder sie mit einer Freundin oder einem Freund bespricht. Biografiearbeit ist zugleich ein sehr hilfreiches und verbreitetes Angebot in der Erwachsenenbildung. In angeleiteten Gruppen und mit lockeren und abwechslungsreichen Methoden begeben sich die Teilnehmenden auf die Spuren ihres eigenen Lebens, um ihre Lebensschätze (wieder) zu entdecken.

Gemeinsam ist, dass es in Übergangssituationen immer um Veränderungen geht. Bisherige Muster, bewährte Bewertungen und Handlungsrountinen tragen nicht mehr, müssen angepasst oder ganz neu entwickelt werden. Übergänge sind potenziell krisenbehaftet. Dabei sehen wir, dass Menschen unterschiedlich mit Veränderungen umgehen, vor allem abhängig davon, wie sie ihre Situation deuten. Übergänge benennt Heide von Felden als „Zeiten für (Um-)Deutungen“ (von Felden 2007).

Aufschlussreiche Erkenntnisse steuert die Soziologin Teresa Koloma Beck bei. Sie wirkt und forscht an der Universität der Bundeswehr in Hamburg und untersuchte unter anderem, wie Menschen sich in existentiellen Bedrohungslagen organisieren. Ein Vorher ist dabei klar von einem Jetzt unterscheidbar: erst Frieden, jetzt Krieg; vorher Heimat, jetzt Zerstörung und Flucht.

In einem Gastbeitrag in der Süddeutschen Zeitung (Beck 2020) schrieb Beck: „Psychologisch wie praktisch ist es Menschen unmöglich, längere Zeit in der Erfahrung des Ausnahmezustands zu funktionieren. Wo Krisenzustände länger andauern, setzen nach relativ kurzer Zeit Veralltäglichungsprozesse ein.“

Unser Alltagsbewusstsein sei träge, schreibt sie weiter. Das heißt zum einen, dass wir auch nach einem Riss in unserem Leben bald wieder gewohnte Handlungen aufnehmen bzw. so anpassen, dass wir sie auch unter neuen Bedingungen fortführen können. Das zeigen zum Beispiel Bilder von Frauen und manchmal Männern, die sich auf der Flucht Kochstellen improvisieren, um für sich und ihre Familie vertraute Gerichte zuzubereiten.

Das belegt und begründet auch, weshalb es in Umbruchsituationen besonders stabilisierend wirkt, nach Bewältigungsressourcen im bisherigen Leben zu fahnden. Sie ermöglichen ein „Andocken“ an vertraute Erfahrungen und begrenzen so den physiologischen Ausnahmezustand, den Menschen nur begrenzt aushalten können.

Beck spricht von „disruptiven Erfahrungen“, mit denen wir Menschen zurechtkommen, indem wir unsere Alltagsstrukturen dynamisch anpassen.

In nicht erwarteten Lebens(um)brüchen stellt sich ein Gefühl der Hilf- und Machtlosigkeit, des Ausgeliefertseins ein. Da geschieht etwas, da bricht etwas in mein Leben ein, das ich nicht möchte. Ich sehe jedoch keine Chance, dem zu entgehen. Alltagsroutinen wirken diesem Gefühl entgegen. Sie bieten ein Stück Selbstwirksamkeitserfahrung und sind damit stabilisierend. Sie bieten einen Ansatz, vom Reagieren wieder ins Agieren zu kommen, das Leben wieder selbst gestalten zu können. Selbst objektiv unsinnige und dysfunktionale Routinen können dieses Gefühl, wieder Kontrolle über sein Leben zu haben, auslösen. Hamsterkäufe sind hierfür ein immer wieder zu beobachtendes und zugleich aktuelles Beispiel. Es ist richtig, Menschen in Umbruchsituationen zu ermutigen, lieb gewonnene Routinen wie Spaziergänge, ein gutes Essen, ein kulturelles Erleben etc. ganz bewusst zu pflegen.

Hier wird verständlich, weshalb Rituale in der Bewältigung von Brüchen im Leben helfen. Sie sind wie ein Geländer, an dem man sich auf unsicherem Terrain entlanghangeln kann.

Beck weist auf die Ambivalenz der dynamischen Stabilität des Alltagshandelns hin. Erfordert die Situation Veränderungen dieses Handelns, ist beinahe automatisch mit Widerständigkeiten zu rechnen. Die Umgehungen der Kontaktbeschränkungen und der Maskenpflicht im Kontext der Covid-19-Pandemie bieten hierfür zahllose Beispiele. In tiefen Umbruchsituationen muss es gelingen, ausreichend Gewohntes entdecken und leben zu können. Dann können Menschen sich dynamisch an viel Neues anpassen und nach Rissen in ihrem Leben gesund weiterleben.

Dass das Leben brüchig ist, dass der Lebensfaden nach Rissen immer wieder neu verknötet wurde und zumindest Lebensfaserrisse übrig bleiben – all das hat Auswirkungen auf unsere

Beziehungsfähigkeit. Wer ist mein vertrautes Gegenüber, von dem ich mein festes Bild habe, nach einem bedeutsamen Lebensumbruch? Und andersherum gefragt: Welche Kompetenzen brauchen Menschen, um in umbrüchigen Epochen beziehungsfähig zu bleiben? Hier kann das Resonanzkonzept (Hartmut Rosa; vgl. Rosa 2019) ein Schlüssel sein. Sich einschwingen auf den konkreten anderen Menschen ohne Vorbehalt und ohne Vor-Urteil, das Gewahrsein, wie er oder sie jetzt ist – das sind hilfreiche Beziehungsqualitäten.

Zur Stärkung der Übergangskompetenz ist besonders die Biografiearbeit als Angebot der Erwachsenenbildung gefragt. Sie hat das Knowhow, verschüttete Ressourcen bewusst und handlungsrelevant werden zu lassen. Mit ihren Methoden unterstützt sie dabei, den Blick auf bereits gemeisterte Lebensübergänge zu lenken. Wer und was hat geholfen, diese zu bewältigen? Was waren positive Veränderungen und welche Faktoren haben dazu beigetragen, sie als gelungen zu erleben? In Übergangsphasen stellen sich Fragen nach dem Umgang mit Veränderungen, nach erlebtem Scheitern, nach der Einstellung gegenüber Risiken und Unsicherheiten. Biografiearbeit im erwachsenenbildnerischen Setting kann dabei bewährte Begleitung sein. Erwachsenenbildung kann Deutungen und Umdeutungen anregen und damit zum Entdecken neuer Handlungsoptionen beitragen. Ebenso kann sie dabei unterstützen, Uneindeutigkeiten auszuhalten. Diese Kompetenz der Ambivalenztoleranz wird es künftig immer mehr brauchen. Für das Bewältigen von Übergängen heißt das, noch mehr die individuelle Situation jeder und jedes Einzelnen in den Blick zu nehmen.

Hilfreich ist meist, das Gewesene nicht komplett hinter sich zu lassen. Denn es bleibt ein Teil der Lebensgeschichte und der Identität. Vielmehr hilft es, bewusst Teile der Vergangenheit „mitzunehmen“ auf die weitere Lebensreise, vielleicht als Erfahrung, eine schwere Krise überstanden zu haben.

Die Psychologin Robin Lohmann spricht von den sieben Geschenken der Erinnerung (vgl. Lohmann 2013). Wenn der Lebensfaden nach einem Riss neu verknotet werden muss, hilft es, verbindende Fäden zu finden und zu spinnen. Erinnerungen als Begleiter in Umbruch und Wandel benennt sie explizit als eines dieser Geschenke. Erinnerungen lassen uns einen roten Faden im Leben entdecken. „Ohne unsere Erinnerungen hätten wir keine Identität, keine Persönlichkeit“ (Lohmann 2013, 17).

Eine Möglichkeit, wie man mit einem Riss in seinem Leben weitergehen kann, habe ich in der Trauerbegleitung gelernt. Ruthmarijke Smeding spricht in ihrem Modell „Trauer erschließen“ von den fünf Körben der Trauer (vgl. Smeding 2012). Bei ihr gibt es den Korb des Aushaltens, den Korb des Verwandels, den Korb des Loslassens, den Korb des Neulernens und den Korb des Tragenlernens. Diese Fähigkeitsqualitäten braucht es nicht nur nach dem Riss, den der Tod eines nahen Menschen darstellt, sondern auch bei anderen Brüchen. Was Smeding dabei immer betont: Körbe haben zwei Henkel, damit eine andere Person beim Tragen helfen kann.

Es kann nicht das Ziel sein, Risse im Lebenslauf zu vermeiden. Sie sind zwangsläufig. „Leben ist Wandel, Veränderung und Entwicklung bis zum letzten Atemzug“ (Keil 2022, 2) und „Älter werden heißt unterwegs sein“ (ebd. 1), sagt die Gesundheitssoziologin Annelie Keil. Der Blick muss sich darauf richten, an den Brüchen und Rissen nicht zu zerbrechen, sich nicht zerreißen zu lassen. In einer Zeit des rasanten Wandels und pluraler und globaler Lebenskonzepte werden Veränderungen seltener als organische, sanfte Übergänge und weit häufiger als abrupte Brüche und Risse erlebt. Keil betont, dass „Überraschung, und relative Unvorhersagbarkeit“ (ebd. 12) Grundprinzipien des menschlichen Lebens sind. „Leben lebt in jedem Augenblick im Angesicht von Risiko, Unsicherheit und Wandel“ (ebd. 13). Vielleicht wussten das die Steinzeitmenschen angesichts unerklärlicher Wetterphänomene und zahlreicher natürlicher Gefährdungen besser als wir moderne Menschen. Für viele sind Machbarkeitsfantasien und Planbarkeitsvorstellungen mit den Pandemieerfahrungen jäh zerstört worden.

Da verwundert es nicht, dass das Resilienzkonzept derzeit Hochkonjunktur hat. „Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände“, so nannten Rosmarie Welter-Enderlin und Bruno Hildenbrand ihr schon 2006 erschienenes Buch: Wie kann es gelingen, dass man an den Brüchen und Rissen im Leben nicht zerbricht, sondern trotzdem ein gesundes Leben führt?

Die Resilienzforschung begann in der Psychologie mit der Langzeitstudie der Entwicklungspsychologin Emmy Werner bei den Kauai-Kindern. Viele der untersuchten Kinder wuchsen auf der hawaiianischen Insel unter extrem ungünstigen Bedingungen auf, in zerrütteten Familien, in Armut und Gewalt. Werner stellte überrascht fest, dass etwa ein Drittel der Kinder im Erwachsenenalter trotz der widrigen Umstände ein glückliches und erfolgreiches Leben führte. Sie forschte daraufhin nach Faktoren, die diese Kinder von den anderen unterschieden, die ihr Leben lang große Probleme hatten.

Nach und nach hat die psychologische Forschung sieben Säulen der Resilienz herausgearbeitet:

- Optimismus
- Akzeptanz
- Lösungsorientierung
- Verlassen der Opferrolle
- Verantwortung übernehmen und Einfluss nehmen

- Netzwerkorientierung
- Zukunftsorientierung

Auch nach einem Bruch in der Biografie davon ausgehen, dass es ja auch gut weitergehen könnte, zu akzeptieren, dass man das Leben nicht immer kontrollieren kann, bzw. in der veränderten Situation eher nach Lösungen zu suchen, statt in der Problembeschreibung zu verharren – mit diesen Fähigkeiten kann ein brüchiges Leben gelingen. Wer sich zudem als verantwortliche Akteurin ihres Lebens versteht, in ein soziales Netz eingebunden ist und eher nach vorn schauen kann, kommt besser zurecht. (Ausführlichere Beschreibungen der Säulen und konkrete Ideen für die Umsetzung in den Lebensalltag finden Sie unter <https://dombergakademie.de/resilienz>. Dort habe ich 2021 im Rahmen von Fastenzeitimpulsen die Relevanz der Resilienzfaktoren für ein gelingendes Leben trotz belastender Umstände beschrieben.)

So unterschiedlich wie Menschen am Übergang auf die nächste Lebensphase schauen, so unterschiedlich sollen auch Angebote zur Begleitung und Unterstützung sein. Es erweist sich als hilfreich, einen Übergang bewusst zu gestalten. Von *rites de passage* spricht die Fachliteratur. Rituale markieren in vielen Kulturen Lebensübergänge. Sie können hilfreich sein in Übergangssituationen, weil sie Halt und Stabilität geben in Phasen hoher Verunsicherung. Sie bringen durch ihren festgelegten Ablauf Ruhe in unruhige Phasen des Lebens und binden ein in Gemeinschaften. Rituale haben also eine Scharnierfunktion zwischen dem Davor und dem Danach. Meist sind sie mit einem Symbol verbunden (ein Stein, eine Pflanze, eine Kerze etc.). Dieses Symbol kann die beiden Seiten des Risses verbinden. Deshalb sind Rituale in Umbruchsituationen identitätsstiftend.

In unserer Gesellschaft schwinden die Symbole, die die Unbestimmtheit des Schwellenzustands in Übergangsphasen ausdrücken können. Es würde sich – besonders auch im kirchlichen Bereich – lohnen, zeitgemäße Formen zu entwickeln. In der Biografiearbeit regen wir unsere Teilnehmenden an, nach den Ressourcen zu fahnden:

- Ressourcen, die sie im Lauf des Lebens erworben haben
- Ressourcen, die ihnen in bestandenen Krisen geholfen haben
- Ressourcen, die sie durch die Risse in ihrem Leben entwickelt haben

In der japanischen Töpferkunst spricht man von *kinsugi*, vom Reparieren mit Gold. Wenn eine Tonschale zerbricht, dann fügt der Töpfer oder die Töpferin die Bruchstücke wieder zusammen und markiert die Flicknaht ganz edel mit purem Gold. Er oder sie repariert also die Schale nicht möglichst unauffällig, so dass man die geklebte Stelle nicht wahrnimmt und die Schale aussieht wie eh und je. Im Gegenteil! Der Töpfer oder die Töpferin betont den Riss. Damit erhält die Schale ein anderes, ein neues Aussehen, und was kaputt war, wird zu einer Schmuckstelle.

Davon können wir uns anregen lassen: nicht so tun, als könne man einfach weitermachen wie gehabt, sondern sich zugestehen und auch nach außen zeigen, dass man eine andere geworden ist, dass sich viel verändert hat. Und zugleich: Es ist weiterhin eine Schale. Es bleibt also vor und nach dem Riss auch etwas erhalten.

Leonard Cohen stellt seinem Lied zwei Sätze voran: „Ring the bells that still can ring. Forget your perfect offering.“ Halten wir uns an das an Vertrautem, was noch gilt, um uns nicht den Rissen auszuliefern. Und: Verabschieden wir uns – nicht nur in Lebensumbrüchen – von jeglichem Anspruch auf Perfektion. Gut genug ist genug.

Literatur

Beck, Teresa Koloma, Krise als Alltag, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.3.2020.

Heilmeier-Schmittner, Monika, Übergänge im Leben gestalten, in: Gemeinde Creativ 02/2016 (alle Internetquellen abgerufen am 22.4.2022).

Keil, Annelie, Älter sein und älter werden. Biografische Herausforderungen und pflegender Umgang mit dem Leben, 2022.

Lohmann, Robin, Was gestern war, hilft mir für morgen. Lebenskompetenz durch Erinnerung, München 2013.

Rosa, Hartmut, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2272), Berlin 2019.

Smeding, Ruthmarijke, Die fünf Körbe der Trauer, unveröffentlichtes Kursmanuskript, 2012.

von Felden, Heide, Zeiten für (Um-)Deutungen. Übergänge und ihre Bearbeitung aus Sicht der Biographieforschung, in: DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung 1/2007, 43–46.

Walther, Andreas/Stauber, Barbara, Übergänge im Lebenslauf, in: Schröder, Wolfgang u. a. (Hrsg.), Handbuch Übergänge, Weinheim/Basel 2013, 23–43.

Welter-Enderlin, Rosemarie/Hildenbrand, Bruno (Hrsg.), Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände, Heidelberg 2006.

Empfangen und Erzählen

Praktiken der Glaubenskommunikation in der Spätmoderne

Dass sich die Situation der Glaubenskommunikation angesichts weitreichender Verschiebungen in der Bedeutung des Religiösen verändert, wird wohl niemand bestreiten. Aber wie eigentlich? Und inwiefern nähern sich die Praktiken der Glaubenskommunikation jener Bedeutungsverschiebung an? Der folgende Beitrag möchte zeigen, warum und inwiefern das Empfangen und das Erzählen die zentralen Praktiken der Glaubenskommunikation in der Spätmoderne sind.

Die Situation der Spätmoderne

In Andreas Reckwitz' praxistheoretischem Ansatz zur Beschreibung einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Reckwitz 2020) wäre *Katechese* ein geeignetes Beispiel, um zu erklären, was Reckwitz als „*doing generality*“ bezeichnet: Katechese könnte soziologisch betrachtet zunächst einmal als eine Verallgemeinerungspraktik gelten. Sie vermittelt einen Maßstab, an dem sich jede und jeder orientieren sollte, wenn sie oder er dazugehören will; sie bringt Normen, eine relevante Normativität für diejenigen hervor, die sich an einem von außen gesetzten und qualitätsgeprüften Standard orientieren wollen.

Eine solche Logik des Allgemeinen beschreibt Reckwitz als Merkmal der Frühmoderne. Er zeigt, dass zum Beispiel in der Rationalisierung industrieller Produktionsprozesse oder im Gebrauch eher gleichförmiger Güter in der Frühmoderne verstärkt *das Allgemeine* angestrebt wurde. So sei die alte Mittelstandsgesellschaft von einer „*Normalisierung der Lebensformen* geprägt“ (ebd. 277) gewesen. Man nennt sie in der Soziologie deshalb auch die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky). In der nivellierten Mittelstandsgesellschaft spielten der *angemessene* Lebensstandard, die *angemessene* Ressourcenausstattung, der *angemessene* Lebenskomfort im Abgleich mit der gängigen Norm, der *Normalität der Anderen*, eine gewichtige Rolle. Es liegt nahe, dass ein katechetisch-unterweisender Stil der Glaubenskommunikation in diese soziale Logik der Normalitätsproduktion hineinspielt und ihr insofern eine gesellschaftlich bedeutsame Rolle zugewiesen wird.

Spätestens seit den 1980er-Jahren macht Reckwitz nun allerdings eine Erosion dieser Mittelstandsgesellschaft aus. Im Zusammenhang seiner Großtheorie dominieren in der spätmodernen Gegenwart die Singularisierungspraktiken zunehmend das Soziale. So ist es eher die *Logik des Besonderen*, die gegenüber einer *Logik des Allgemeinen* wertgeschätzt wird. Beispielsweise verlangen die Social Media von uns, ein möglichst singuläres Profil zu erstellen, das weitgehend durch *Besonderheiten* gekennzeichnet ist. Oder: Die Produkte, die wir kaufen, vermitteln uns häufiger den Eindruck, einzigartig zu sein – bis dahin, dass sie „*vereinzigtigt*“ werden (z. B. in der „*limited edition*“) oder wir sie selbst konfigurieren können (wie das Shampoo, das wir im Produktdesigner einer Drogeriekette selbst designen). Das gleiche gilt für die Gestaltung von Zeiten, wie zum Beispiel dem Urlaub: Sie stehen zunehmend unter der Anforderung, etwas Singuläres, Besonderes zu sein.

An diesem Wendepunkt der Moderne gerät die Plausibilität von einer Art „katechetischem Stil“ der Glaubenskommunikation unter Druck. Denn bevorzugt werden im Großen und Ganzen eben *nicht* die Produktions- oder Reproduktionsschemen allgemeiner Normen, sondern die Hervorbringung des Singulären. Andererseits sind die Produktions- und Reproduktionsschemen allgemeiner Normen aber ein gewohnter und gelernter Überlebensraum institutioneller Existenzen, die entweder das Eingebühte hinter sich lassen oder Bedeutsamkeit einbüßen.

Empfangen oder unterweisen?

Glaubenskommunikation erfordert demnach heute mehr und anderes, als bloß methodische Zugänge zur Vermittlung sicher geglaubter Gewissheiten zu schaffen. Wenn es ihr darum geht, in ein Glaubensgespräch einzutreten, dann muss sie sich zunächst ins *Empfangen* einüben, bevor sie geben kann. *Wer geben will, muss empfangen üben* (vgl. Gödeke/Müller 2019) – von diesem Grundsatz möchte ich ausgehen.

Empfangen kann nur, wer bereit ist, von einem Gegenüber zu lernen. Das macht es erforderlich, das einer klassischen Missionsvorstellung zugrundeliegende Defizienzparadigma (z. B.: *die Säkularen* leben in einem defizienten, einem unzulänglichen Modus der Welterschließung) durch ein Alteritätsparadigma (z. B.: *die Säkularen* leben in einem *anderen* Modus der Welterschließung) zu ersetzen (vgl. Tiefensee 2020). Erst auf Grundlage dieses Paradigmenwechsels kann überhaupt ein echter Dialog entstehen, der die Bedingung dafür ist, lernend Lebenserfahrungen miteinander zu teilen. Das heißt: Ein bestimmter *einladender Gestus* der Glaubenskommunikation steht in Frage.



Dr. Andree Burke ist stellvertretender Abteilungsleiter der Pastoralen Dienststelle des Erzbistums Hamburg.

Mit dem einladenden Gestus meine ich eine bestimmte Spielart von „Katechese“ – nämlich jene, die sich auf den Standpunkt einer Praxis der Unterweisung stellt. Wer Andere einlädt, um sie zu unterweisen, hat damit den Paradigmenwechsel vom Defizienz- zum Alteritätsparadigma nicht vollzogen. „Einladungen sind immer auch Erwartungen. Sie machen keine Angebote, sie sind immer irgendwie bedrängend, weil sie vereinnahmen“ (Sander 2014, 49), weshalb ein allzu voraussetzungsvolles „Herein-herein-wir-laden-allein“ recht resonanzarm bleiben kann: Eine Kirche, die „die Menschen“ einlädt, vermittelt nicht bloß Offenheit, sondern eben auch Erwartungen.

Ein katechetischer *Stil*, der sich überwiegend in einem bestimmten einladenden *Gestus* ausdrückt, ist nicht alternativlos. Katechese wäre dann auf ihren Gehalt als Praktik der *Unterweisung* zu befragen, wenn sie sich als unverhältnismäßig erwartungsgeladenes Unterfangen entpuppte. Nicht die Katechese als Praxis, sondern ein katechetischer Stil, der mit Praktiken der Unterweisung agiert, würde dann zunehmend fraglich.

Unterweisen kann nur, wer sich in die Lage versetzt, von einem überlegenen Erkenntnisstandpunkt aus agieren zu können. Hinzu kommt: Wer unterweist, reproduziert Erkenntnisse, die sie oder er für relevant hält, um eine bestimmte Ordnung zu erhalten. Beides darf gegenwärtig als in Frage gestellt betrachtet werden. Sowohl ein überlegener Erkenntnisstandpunkt kirchlicher Repräsentantinnen und Repräsentanten als auch die regelhafte Reproduktion einer bestimmten kirchlich formatierten Ordnung des Sprechens von Gott werden nicht mehr selbstverständlich akzeptiert.

Stattdessen treten andere Praktiken, Praktiken des Empfangens, auf den Plan; sie werden heute zur Gelingensbedingung der Evangelisierung. Als prominentes Beispiel kann das allgemeine Direktorium für die Katechese zitiert werden: Evangelisierung greift ihm zufolge vor allem auf *Entdeckungspraktiken* zurück. So hält das Direktorium fest, dass die Kirche ihre Katechese von der Bereitschaft abhängig macht, „sich auf die *Suche* nach den Rufen der Wahrheit zu machen, die bereits in verschiedenem menschlichen Tun gegenwärtig werden, in dem Vertrauen, dass Gott geheimnisvoll im Herzen des Menschen wirkt, noch bevor dieser explizit vom Evangelium erreicht wird“ (Direktorium 50). Nicht zuerst die Unterweisung in der Wahrheit, sondern das Entdecken und Empfangen der Wahrheit im anderen Menschen ist demnach der erste Akt der Glaubenskommunikation: Eine „formale, auf die bloße Darlegung der Glaubenskonzepte beschränkte Verkündigung [eröffnet] kein eigentliches Glaubensverständnis“ (ebd. 56).

Erzählen oder reproduzieren?

Theologisch scharfgestellt führt die Priorisierung des Entdeckens und Empfangens in eine Reflexion über das *Evangelium*: Verspricht die Konfrontation mit dem Evangelium es, Singularitäten hervorzubringen, oder lässt Evangelium sich lediglich in normativen Formatierungen zu tradierender Glaubenswahrheiten fassen? Wenn auch anders gewendet – und doch so lesbar – widmet sich der Techniksoziologe Bruno Latour dieser Frage: Eine normative Formatierung versteht das Evangelium als *Information*; etwas Singuläres in der Konfrontation mit dem Evangelium zu erwarten, bedeutet, Evangelium als *Ereignis* begreifen zu können. An der Unterscheidung zwischen Evangelium als *Information* und Evangelium als *Ereignis* bricht die Unterscheidung zwischen *katechetischem* und *evangelischem* Stil der Glaubenskommunikation auf.

Mit dieser Unterscheidung lässt sich ein Teil des Relevanzverlusts des Kirchlich-Christlichen zumindest in den Gesellschaften, in denen Singularisierungspraktiken dominieren, erklären. Latour bezeichnet das zur Gewohnheit gewordene Übergehen der Differenz zwischen dem Informationsgehalt einer Nachricht und ihrer Wirksamkeit im Ereignis als *Doppelklick-Kommunikation*. Die Doppelklick-Kommunikation valorisiert die verallgemeinernde Information und kann damit als *der kommunikative Ausdruck eines „doing generality“* betrachtet werden.

Im Gewand der Doppelklick-Kommunikation wird für Latour religiöse Rede zur *Qual*, wenn sie den unmittelbaren und kostenlosen Zugriff auf *Informationen* anbietet, die kommunikativ *vermittelt* werden. Ideal der Doppelklick-Kommunikation sei die Informationsweitergabe auf der Ebene von *Modellen* der Wirklichkeit (vgl. Latour 2016, 36). Wie bei einem Doppelklick mit einer Computermouse verlangen wir den sofortigen Zugriff auf den Inhalt des angewählten Ordners bzw. der relevanten, dienlichen Information, wie Latour etwas ironisch erklärt: „Ausgehend von einer vollkommen exakten Erfahrung [...] wird uns dieser Böse Geist [das Ideal der Doppelklick-Kommunikation; A. B.] ins Ohr flüstern, es sei besser, über einen kostenlosen, unbestreitbaren und unmittelbaren Zugang zur Information – rein und *ohne Transformation* – zu verfügen“ (Latour 2018, 151). Die Information vermittelt ein sich unmittelbar plausibilisierendes *Modell von Wirklichkeit* im Idiom der Doppelklick-Kommunikation (vgl. Altmeyer 2016): „Indem dieser Böse Geist vorgibt, allen Formen des Wahrsprechens ein einziges und unzugängliches Modell zu geben [...], versucht er, alle anderen Unterscheidungen des Wahren vom Falschen im Kontrast als willkürlich und irrational hinzustellen“ (Latour 2018, 152). Das Ideal der Doppelklick-Kommunikation führe daher in einen Kampf gegen den Relativismus und würde im Zuge dessen jede Alternative zum eigenen Wahrsprechen zu beseitigen versuchen.

Nicht-informierende Kommunikation wird im Zuge dessen verdrängt, verliert ihre Relevanz und ihre Plausibilität. Und Religion bzw. Religiosität als reiner Zugriff auf ein *Informationssystem* verliert ihre entscheidende Wirkung, also: Welche *Information* transportiert der Gang Jesu über den See Genezareth? Worüber setzt die Passionsgeschichte

in Kenntnis, wenn sie bar jeder Transformation gelesen wird? – oder andersherum: Werden Christinnen und Christen fähiger, von ihrem Glauben zu sprechen, wenn sie *sachkundiger* werden? Die karikierenden Fragen sollen zeigen: Glaubenskommunikation wird unterbestimmt, wenn sie sich auf informierende Elemente beschränkt. Damit sie gelingen kann, fehlt etwas, das den Informationsgehalt der Botschaft erst eröffnet bzw. das den Informationsgehalt in ein rechtes Licht rückt und ihm insofern vorgängig ist: „Das Problem ist, wie die Worte ausgesprochen werden: im Modus der Information, die Distanz schafft, oder im Modus der Beziehung, die Nähe zulässt?“ (Altmeyer 2016, 82).

An dieser Stelle wird verständlich, was das Problem eines *eingetübten* katechetischen Stils der Glaubenskommunikation ist: Sie kommt aus einer Zeit und Situation, in der die Verallgemeinerung *des Glaubens* bzw. das informierende Sprachspiel über den Glauben weitläufig anerkannt und geschätzt war, weil er einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft normative Orientierung verleihen konnte. In der Gesellschaft der Singularitäten bleibt unterweisende Glaubenskommunikation im Stil des Doppelklicks resonanzlos, wenn und weil eine allgemeine normative Orientierung im Bereich des Religiösen schlicht nicht mehr gefragt ist.

Allerdings gibt es gewaltige Potenziale der religiösen Rede zu heben, wenn diese nicht als Kommunikation eines Informationssystems praktiziert wird. Latour verweist auf die Sprengkraft im *Irritationspotenzial* religiöser Rede. Denn religiöse Rede sei, so formuliert er provokant, *Lüge*. Sie zeichnet sich gerade dadurch aus, vom informierenden Sprachspiel abzusehen, sie ist Metapher auf ein Geschehen, das sich dem informierenden Zugriff entzieht, sie weicht ab vom gängigen Muster objektivierend-deskriptiver Wahrnehmungen. Erst die Dechiffrierung der Logik dieses Sprachspiels eröffnet den Zugang zur Wahrheit religiöser Rede: Sie „funktioniert“ nur jeweils singular, im Einzelnen.

Deshalb braucht ein evangelischer Stil der Glaubenskommunikation mehr als bloß Vermittlerinnen und Vermittler. Er braucht *Zeuginnen und Zeugen*. Allerdings nicht *forensische* Zeuginnen und Zeugen, also solche, die vor Gericht stehend objektiv beschreiben, wie ein Sachverhalt sich zugetragen hat (das wäre ein informierendes Sprachspiel), sondern Zeuginnen und Zeugen, die jene Sprengkraft des Evangeliums *zeugen*, ans Licht bringen, gebären. Die Zeugin oder der Zeuge in diesem Sinne ist jemand, die oder der mit etwas Neuem beginnt.

Die Evangelisten selbst sind solche Zeugen, sofern sie von Jesusbegegnungen bzw. Episoden aus dem Leben Jesu von Nazareth als des Christus *erzählen*. Natürlich tragen sie eher zusammen, als dass sie unmittelbar selbst erzählen, das hat die historisch-kritische Forschung gezeigt. Aber schon in ihrer Auswahl und Anordnung von Texten und Fragmenten steckt auch *ihre* Erzählung *ihrer* Begegnung mit dem Christus. Und von dieser Begegnung gilt es, weiter zu erzählen – im unbefangenen-elaborierenden Erzählen von (Gnaden- und Heils-) Ereignissen. In der Folge wären es weniger systematische Referenzpunkte, die entscheidend für die Glaubenskommunikation sind, und es käme vielmehr darauf an, das Evangelium des eigenen Lebens, der eigenen Berufung und Gottesbegegnung zu erzählen.

Evangelium als Text und als Beginn von etwas Neuem

Das Evangelium bleibt dabei natürlich auch als Text die Offenbarung, die Sichtbarmachung jenes verheißungsvollen Beginns von etwas wirklich Neuem, das am Ende *gut* ist. Es ist die Ur-Kunde christlichen Glaubens (vgl. Reuter 2019).

Am besten lässt es sich anhand einzelner Episoden andeuten, wo und wie Evangelium als Beginn von etwas Neuem geschieht: So kann beispielsweise eine blutflüssige Frau geheilt werden, weil sie an etwas glaubt, über das wir nichts Weiteres wissen. Ein Zöllner kann sein Refugium, einen Maulbeerfeigenbaum, verlassen und sich resozialisieren. Ein blinder Bettler kann wieder sehen und sich der Jesus-Bewegung anschließen. Für alle drei sind dies tief einschneidende Momente eines Neuanfangs. Das macht diese Momente evangelisch, zu einer (erzählenswerten) Frohbotschaft. Der jesuanische Stil zeigt sich als eine Art Eröffnung oder Zulassung: Du darfst deinem Leben trauen (vgl. Theobald 2018). Das ist das Evangelium, die Frohbotschaft *von*, sprich: *durch* Jesus von Nazareth, an die anzuknüpfen einen evangelischen Stil der Glaubenskommunikation begründet. Auf diese Weise ereignet sich Evangelium als Beginn von etwas Neuem.

Diese Ereignisse gibt es auch heute. Und von solchen Ereignissen berichten die vier Evangelien. Besonders diese zeigen: Entscheidend ist die *Wirksamkeit* jener Worte und Taten des Nazaräers, die ihn als den Christus glaubwürdig machen; die gute Nachricht erweist sich dadurch als solche, dass sie *wirksam* ist und etwas verändert. Das textliche Zeugnis ist zunächst das Produkt jener Wirksamkeit, von der es schwerfällt, *nicht* zu reden. Als Gestalt des Protoevangeliums lässt sich dann die einer maßlosen Güte, „des radikalen Gutseins“ (Theobald 2018, 61), ausmachen.

In diesem Sinne kann vom Evangelium nicht so gesprochen werden, als sei es ein *Drittes*, etwas, das im Gegenüber zu implementieren wäre. Es ist nicht in erster Linie Information über den richtigen Weg des Glaubens, ihm entspricht dann kein „*doing generality*“, das den Text auf einen normativen Gehalt reduziert. Vielmehr rekonstruiert der Text neue Hoffnungspfade.

Das klingt zunächst paradox, ist es aber eigentlich nicht – zumindest dann nicht, wenn ernst genommen wird, dass Gott sich gegenüber jedem Menschen immer schon selbst mitgeteilt hat. Das Evangelium als Text ist dann ein Hilfsmittel vergleichbar mit der Legende zu einer

Literatur

Altmeyer, Stefan, „Es gibt keine Sprache mehr für diese Dinge“ (Bruno Latour). Vom Gelingen und Scheitern christlicher Gottesrede, in: Altmeyer, Stefan/Bitter, Gottfried/Boschki, Reinhold (Hg.), *Christliche Katechese unter den Bedingungen der flüchtigen Moderne* (Praktische Theologie heute 142), Stuttgart 2016, 75-84.

Gödeke, Mirjam/Müller, Hadwig, *Sprache des Glaubens. Zum Text „Von Gott sprechen“: Wie heute von Gott sprechen?*, 2019 (alle Internetquellen abgerufen am 11.5.22).

Latour, Bruno, *Existenzweisen. Eine Anthropologie der Modernen*, Berlin 2018.

Latour, Bruno, *Jublieren. Über religiöse Rede*, Berlin 2016.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung, Direktorium für die Katechese* (Veröffentlichungen des

Karte: Wie erst die Legende zu einer Karte den richtigen Weg aufzuschlüsseln vermag, ist das Evangelium der je singular anzuwendende Zeichen-Schlüssel, der darauf schließen lässt, dass es sich zu leben lohnt. Jeweils singular ist dieser Schlüssel auch deshalb, weil wie bei der Legende nicht jedes Symbol und jedes Zeichen den je einzigartig zu beschreitenden Lebensweg erschließt.

Nur im Zusammenspiel des Textes mit vorfindbarem (diskretem) Glauben, ausdrücklichem oder unausgedrücktem Vertrauen, lässt sich die Relevanz des Evangeliums behaupten. Verkündigung, Glaubenskommunikation, Sprechen von Gott brauchen beide Elemente: den ganz menschlichen Glauben, das Vertrauen auf eine maßlose Güte, die mich am Leben hält, und das gesprochene Wort, das diesen Glauben besonders dann lichtet, wenn er in den Ereignissen zwischen unserem Alltagsleben zu Tage tritt oder einfach gerade dringend benötigt wird.

Empfangen und erzählen

Das bedeutet, dass der evangelische Stil der Glaubenskommunikation nur einem eher begrenzt planbaren Vollzug entspricht. Wenn es um etwas geht, das schon da ist, dann gilt hier: *Wer geben will, muss empfangen üben*. Sprich: Es ist nicht damit zu rechnen, dass das wirksame Wort des Glaubens in einem einfachen Sinne *von mir* ausgeht. Vielmehr ist Glaubenskommunikation ein gegenseitiges Mit-Teilen, in dem es darum geht, Glauben zu re-formulieren (vgl. Schönemann 2012, 7).

Es geht also um einen Entdeckungsvollzug: die Entdeckung er- und gelebten Glaubens, aus dem heraus und über den gesprochen werden kann. Man könnte etwas spitz formulieren: Nicht zuerst die *Content-Creators* der Social-Media-Plattformen, sondern die *Evangelisten* zeigen, wie Glaubenskommunikation gelingt. Die Evangelisten stehen für genau das: die überraschenden Episoden wirksamer Gottesworte (und -taten) zu *sammeln* und der Gemeinde zusammenhängend vorzustellen. Ein evangelischer Stil der Glaubenskommunikation orientiert sich an diesem Vorbild. Sein Ziel ist es weniger, Kommunikation auf Ebene des informativen Ausdrucks zu perfektionieren, und eher, von überraschenden Ereignissen sich erweisender Güte zu erzählen.

Solches Erzählen setzt das Empfangen voraus. Es sind diese beiden Praktiken, um die sich der zurückliegende Gedankengang dreht. Um es mit der Zeitanalyse von Andreas Reckwitz zu verbinden: Waren frühmodern valorisierte Praktiken der Glaubenskommunikation eher Unterweisen, Reproduzieren und Formatieren, so könnten sie heute *Empfangen und Erzählen* sein.

(Verantwortungen des Apostolischen Stuhls 224), Bonn 2020.

Reckwitz, Andreas, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2020.

Reuter, Wolfgang, Krankenhauseelsorge – ein Paradigma „zeugender Pastoral“?, in: *euangel* 10 (1/2019).

Sander, Hans-Joachim, Die Zeichen der Zeit und der Stadtbewohner Gott. Zur urbanen Topologie des christlichen Glaubens, in: *Pastoraltheologische Informationen* 34 (1/2014) 37–50.

Schönemann, Hubertus, Der Ruf und sein Echo. Zur Hermeneutik des Evangeliums nach dem „linguistic turn“. Vortrag am 31.5.2012 in Vallendar-Schönstatt im Rahmen der Tagung „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter.“, 2012.

Theobald, Christoph, Hören, wer ich sein kann. Einübungen (Bildung und Pastoral 5), Ostfildern 2018.

Tiefensee, Eberhard, „... normal halt!“ Einige Anmerkungen zu einer Theologie säkularer Existenzweisen aus philosophischer Perspektive, in: *Zeitschrift für Pastoraltheologie* 40 (2/2020) 47–57.

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 1 | 2022](#) > [In eigener Sache](#) > [Online-Umfrage zu unserem Magazin euangel](#)

In eigener Sache: Online-Umfrage zu unserem Magazin euangel

Seit ihrer Gründung im Jahr 2010 gibt die Arbeitsstelle KAMP das Online-Magazin für missionarische Pastoral euangel heraus. Wir bitten aktuell die Leserinnen und Leser um ein kurzes Feedback. Die Befragung dauert nur eine Minute. Sie finden sie [hier](#).

Vielen Dank für Ihre Beteiligung!

| Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

[Impressum](#) | [Datenschutz](#) | [Redaktion](#)

» Übersicht » Ausgabe 1 | 2022 » Aktuelles Projekt » „Geheimnisvolle Gärten“

„Geheimnisvolle Gärten“

Der Dom zu Erfurt ist ein Besuchermagnet und als katholische Kathedrale ein wichtiger Gebetsort im Bistum Erfurt. Täglich wird er von zahlreichen Menschen aufgesucht. Im vergangenen Jahr konnte jeder und jede beim Dombesuch helfen, einen „geheimnisvollen Garten“ anzulegen. Es war ein Mitmachprojekt, bei dem sich über 14.000 Personen beteiligten. Dabei zeigte sich, wie tief das Gespür für das Leben, wie selbstverständlich die Hoffnung in Jesus Christus und wie verbindend die Sehnsucht nach Frieden ist.

„Ich wünsche mir und dem Gotteshaus, dass es in der Welt nur noch Frieden gibt und die Völker friedlich miteinander verkehren.“
(eine Besucherin oder ein Besucher)

Wie kam es dazu?

Der Dom besitzt zahlreiche mittelalterliche Kunstwerke. Immer wieder stellt sich die Frage: Wie kann ihr christlicher Sinngehalt erschlossen werden, besonders dann, wenn die mittelalterliche Bildsprache wenig bekannt und die christliche Hoffnung befremdlich ist?

Anlass des Projektes war die Bundesgartenschau (BUGA), für die 2021 die Stadt Erfurt als Austragungsort gewählt war. Als Mitarbeitende an der in der Stadt befindlichen katholischen Kathedrale war unsere Frage: Was haben wir dabei zu bieten?

Christliche Ikonografie benutzt in langer Tradition und unglaublicher Vielfalt florale Motive als Informationsträger. Deshalb lag nahe, die Pflanzen und Blumenmotive der christlichen Kunstwerke in einen Zusammenhang zum Blühen und Grünen der BUGA-Wochen zu stellen. Wir wählten dafür drei mittelalterliche Gemälde, die unter dem Titel der Einhornjagd im *hortus conclusus* (lat. „verschlossener Garten“) kunst- und kulturgeschichtlich große Bedeutung haben. Die Nähe zur Bundesgartenschau ergab sich vordergründig durch Titel und Bildmotiv der Gemälde: den verschlossenen und blühenden Garten, in dessen Mitte Maria mit dem Einhorn zu sehen ist. Unser Anliegen war, den theologischen Gehalt der Gemälde darzustellen, durch ein Mitmachprojekt ins Heute zu holen und persönlich erlebbar zu machen.

„Danke, dass ich so ein schönes Leben habe.“
(ein Kind)

Äußerlich: ein einfaches Angebot!

Dazu wurden die drei mittelalterlichen Tafelbilder in geeigneter Weise im Domlanghaus präsentiert. Als weiterer Akzent wurde eine vierte Schaufläche geschaffen, auf der das Mitmachprojekt etabliert war. Die große, aufrechtstehende Wand war mit einem einheitlich grünen Untergrund gestaltet und zeigte in Anlehnung an die Einhorngemälde einen stilisierten Gartenzaun. Vor dieser Mitmachfläche lagen aus farbigem Papier geschnittene Blätter und Blüten, Schreibgeräte (Hygieneregulierungskonform) und Anstecknadeln bereit. Die Besucher konnten hier ihre Gedanken aufschreiben oder zeichnen und die so gestalteten Papierelemente an der Wand anbringen, also sinnfällig „in den Garten einpflanzen“. Zur Erläuterung waren an allen vier Bereichen entsprechende Informationstafeln zu finden.



Cordula Hörbe ist Gemeindefereferentin und zuständig für Projekte im Rahmen der Touristenseelsorge am Dom zu Erfurt.



Eva Becher ist Kunsthistorikerin und Domführerin am Dom zu Erfurt.



Was ist das Besondere?

Das Thema der Einhornjagd im *hortus conclusus* ist eine allegorische Darstellung der Verkündigung Mariä. Mit der Verkündigung drückt sich der Beginn des göttlichen Erlösungswerkes durch Jesus Christus aus und nimmt in Maria seinen Anfang. Geheimnisvoll wie dieses göttliche Beginnen sind deshalb die bildhaften Zeichen, die christliche Kunst als Ausdruck verwendet und die es in den Erfurter Bildern zu entdecken gab. Wer ist die Frau im Garten und was macht das Einhorn auf den Tafeln? Welche Bedeutung haben die unterschiedlichen Blumen und Pflanzen auch auf vielen anderen Werken? Dem tieferen Sinn auf die Spur zu kommen, dazu lud das Mitmachprojekt ein. Es ermöglichte, sich dem Geheimnis von Wachsen und Vergehen sowie den Wundern im eigenen Leben auf kreative Weise zu nähern und dieses persönliche Leben in den Gotteshorizont zu stellen.

„Hilf mir, verzeihen zu können.“
(eine Besucherin oder ein Besucher)

Wer war beteiligt?

Neben zwei Kunsthistorikern, einer Religionspädagogin und Theologen waren an der Konzeptentwicklung Mitarbeiterinnen der benachbarten Kindertagesstätte beteiligt. Die Umsetzung geschah unter Beratung der örtlichen technischen Mitarbeiter. Die aktive Phase betreuten die Mitarbeitenden des Domes, die auch Themenführungen für Gäste und Kindergruppen anboten. Der Kinder- und Jugendchor des Domes, Kinder einer kirchlichen Kindertagesstätte und eine Pilgergruppe gestalteten mit Gesang und Gebet die Eröffnung und den Abschluss des Projektes. Die von den Besuchern formulierten Anliegen wurden in das Gebet der Kirchengemeinde bei Vespern, Dienstbesprechungen und ganz individuell aufgenommen.

Was waren die Herausforderungen?

Das kunsthistorisch komplexe ikonografische Programm der Gemälde in Texten für Tagesbesucher zu erschließen, gleichzeitig aber auch Fachpublikum gerecht zu werden, erforderte wissenschaftlich sensible, sachlich verständliche und prägnant formulierte Begleittexte.

Ein niederschwelliges, mit einfachen künstlerischen Mitteln gestaltetes aktuelles Projekt neben kostbare mittelalterliche Kunst zu stellen, war eine ästhetisch große Herausforderung. Die optisch deutliche Trennung von Gemälden und Mitmachprojekt hat sich als gute Lösung erwiesen.

Die Entwicklung und Umsetzung des Projektes benötigte eine längere Vorbereitung. Neben der Erarbeitung der Konzeptidee, zu der von Anfang an gehörte, dass nur ein sehr begrenztes finanzielles Budget vorhanden war, galt es in umfangreicherer Art Verständnis und Akzeptanz für das Projekt zu schaffen. Dieser Prozess war nicht einfach. Die positive Entwicklung wurde möglich durch zahlreiche Gespräche und die mehrmalige Anpassung der ursprünglichen Konzeptidee an die örtlichen Gegebenheiten. Dadurch entstand eine kreative Zusammenarbeit, die die technische Umsetzung perfektionierte und die aktive Phase (unter Corona-Bedingungen) sehr gut begleitete.

„Ich wünsche mir, dass wir bald die Masken loswerden, damit wir den Blumenduft riechen können.“
(eine Besucherin oder ein Besucher)



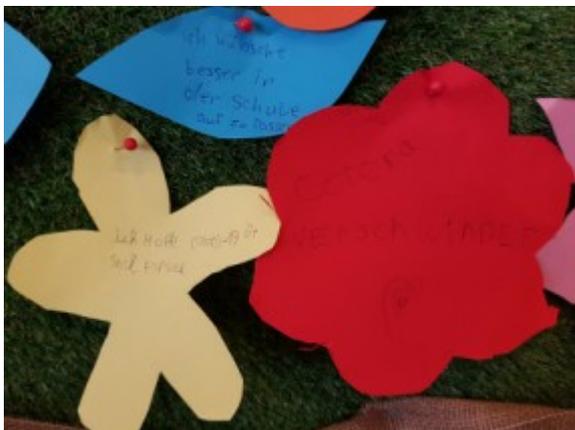
Was konnte wachsen im „geheimnisvollen Garten“?

14.000 „eingepflanzte“ Blätter und Blüten bezeugen die große Resonanz des Projektes. Eindrucksvoll erwies sich hier der Kirchenraum als „Schaltstelle“. Besucher, die sicher oftmals vornehmlich als Touristen in den Dom kamen, um diesen zunächst „nur“ als Baudenkmal zu erkunden, konnten durch das niederschwellige Mitmachprojekt einen

Moment innehalten. Viele nahmen dieses Angebot wahr und gaben ihrem Dank, ihrer Bitte und Hoffnung, aber auch ihrer Trauer Ausdruck in Form eines aufgeschriebenen und in den Garten eingepflanzten Gedankens. Diese Aspekte des Lebens wurden so ganz sinnfälligermaßen zum Wachsen und Erblühen gebracht.

Die kleinen persönlichen Gebete zeugten von einer tiefen Sehnsucht der Menschen nach Heilung, Frieden und Lebendigkeit, und vielleicht konnte der eine oder andere Besucher auf der Suche nach dem Ursprung des Lebens Gott begegnen.

„Danke, dass ich weiterleben darf.“
(eine Besucherin oder ein Besucher)



LebensRaum Kirche

Sankt Augustin, Oktober 2010

Erste Planungen des Erneuerungsbaus des Einkaufszentrums in unserer Stadt liefen an. Schon zu dem Zeitpunkt schwärmte der damalige verantwortliche Architekt im Gespräch mit uns vom zukünftigen Erscheinungsbild der kommenden neuen „Urbanen Mitte“: Man würde schließlich heute keine Asphaltmeere mehr gießen, es würde stattdessen auf geringerer Grundfläche mehr Verkaufs- und Aktionsfläche entstehen, auch für städtische nicht-kommerzielle Akteure, es würde mehr Parkplätze in zwei Parkhäusern geben und dazu auch noch einen großzügigen grünen Park. Kaum zu glauben, aber vieles davon wurde tatsächlich realisiert. Nicht zu erahnen war seinerzeit, dass das oberste Parkdeck, frei unter der Sonne und mit Fernsicht, in verschiedener Hinsicht attraktiv sein würde, auch in ganz unerwarteter kreativer Weise.

Wir haben uns schon zu diesem frühen Zeitpunkt für Möglichkeiten der Beteiligung und Präsenz kirchlicher Aktivität und Beiträge entschieden, zunächst mit wenigen Akteuren aus den evangelischen und katholischen Gemeinden der Stadt, dann auch unter breiterer Beteiligung von Engagierten aus den Kirchengemeinden. Wichtig war, in Kontakt mit der Politik vor Ort und den Inhabern des Centers zu treten, sich zu zeigen, verbindlich und interessiert aufzutreten – und auch Durststrecken und Kommunikationslücken auszuhalten. Immer wieder mal nachzufragen. Wir sind uns bewusst, dass wir die Möglichkeiten, die sich uns später konkret eröffneten, vielen Verantwortlichen zu verdanken haben, die uns und unserem Vorhaben sehr wohlwollend gegenüberstanden und noch -stehen. Selbstverständlich sind wir dann auch gern bei Spatenstich, Teileröffnung und Haupteröffnung der neuen huma Shoppingwelt präsent gewesen – dann sogar schon in der lang beratenen und entwickelten Form des eigens gegründeten gemeinnützigen Vereins LebensRaum Kirche.

Beobachtungen dieser ersten Phase

Es ist gut, Ideen zu spinnen, groß zu planen, vieles anzudenken – und dabei auch einzupreisen, dass aus den meisten der Ideen vielleicht nichts werden kann (auch wenn ich der damaligen großartigen Idee eines achteckigen Kapellenbaus im ursprünglichen Architektenentwurf viel abgewinnen konnte). Und dass Vorgaben, Erwartungen und Leitplanken aus den etablierten Gemeinden vor Ort nicht unbedingt weiterführen würden – diese Erkenntnis war erfreulicherweise auch in unserer Stadt weit verbreitet. Um uns zu erden und von Erfahrungen anderer zu profitieren, sind wir seinerzeit auf Erkundungsexkursion in das Kirchenzentrum am Centro Oberhausen gegangen. Es war schnell klar, dass wir nicht in dieser Größenordnung aus lokaler Kraft einen vergleichbaren Aufwand wie dort betreiben könnten – und doch gab es von deren Erfahrungen viel Hilfreiches zu lernen. Wir mussten aber vor Ort unsere Möglichkeiten ausloten und unser Angebot/unsere Antwort auf den Bedarf und die Fragen vor Ort entwickeln.

In der Erfahrung der uns (mietfrei) angebotenen Fläche stellten wir zum Beispiel fest, dass ein Kapellenraum (als Raum in unserem Raum) aufgrund der örtlichen Geräuschkulisse gar nicht in Frage kommen würde – und das war gut so. Wir näherten uns der Erkenntnis an, dass dafür an unserer Stelle in der Mall auch wahrscheinlich gar kein Bedarf sein würde. Dagegen waren aber viele andere Antworten und Möglichkeiten auch für spirituell Suchende möglich, und diesen versuchten und versuchen wir immer noch nachzugehen.

Fundamental wichtig war die professionelle Planung in Workshops mit den in diesem Projekt Engagierten unter Begleitung von Ursula Hahmann (XIQT, Aachen) zur Entwicklung von Marke und Mission, unter anderem mit der „Ecclesiopreneurship Canvas“. Die konkrete Arbeit und Präsenz im Raum und im Center eröffneten neue Perspektiven.

Unsere Auftragsformulierung

Der gemeinnützige Verein, der als ökumenischer Trägerverein konzipiert und gegründet wurde, will den Gästen der huma Shoppingwelt einen Ort der Begegnung, des Innehaltens und Nachdenkens, zum Orientieren und Auftanken anbieten. Wir hören zu, geben Impulse, stärken den sozialen Zusammenhalt in unserer Region, wecken die Sehnsucht nach „mehr“ (Sinn – Gott – Tiefe). Menschen jeden Alters und aus allen gesellschaftlichen Bereichen, Kulturen und Religionen sind uns selbstverständlich willkommen.

Die verlässliche Unterstützung der Kirchengemeinden der Stadt, die Initialförderung des Kirchenkreises an Sieg und Rhein sowie des Erzbistums Köln und die Förderung durch verschiedene Stiftungen ermöglichte es, für die [Grundgestaltung des Begegnungsraumes und der integrierten Themeninteraktion](#) mit Dorle und Michael Schmidt (studio komplementaer,



Marcus Tannebaum ist Schriftführer im Vorstand des LebensRaum Kirche e.V. Als Pastoralreferent ist er im LebensRaum Kirche, in den Kirchengemeinden in Sankt Augustin und in der Begleitung der Studierenden in der Ausbildungsphase im Erzbistum Köln (Magister Theologie, Bewerberkreis) tätig.

Köln) erfahrene Partner für die Umsetzung und Entwicklung in Zusammenarbeit beauftragen zu können.

huma Shoppingwelt, Oktober 2020

Nach etwas mehr als einem guten Jahr mit Unterbrechungen, Wechseln und nicht zuletzt einer aufblühenden Pandemie planten wir mutig eine besondere Veranstaltung auf jener obersten zugänglichen Fläche der neuen Urbanen Mitte. Doch frei nach Gertrude Stein: Ein Parkdeck ist ein Parkdeck ist ein Parkdeck ... oder kann es vielleicht doch ein Ort mit spirituellem Potential sein? Wenn dort Markierungen, Vorbereitungen, Leitungen, Zelte, Stühle, eine Musikanlage, Lichtgestaltung, ein mobiles Catering, viel Ambiente und noch mehr Herz eingesetzt werden? Zunächst aber müssen die Hürden eines Bauantrages genommen werden – diese Erfahrung haben in der Coronazeit Menschen in einigen Städten in Deutschland gemacht, als sie angeregt durch die Notwendigkeit von Veranstaltungsformaten draußen statt drinnen nach alternativen und vielleicht auch witterungsvorteilhaften Orten gesucht haben. Manchmal einfacher, manchmal schwerer, wurde es aber doch möglich gemacht.

Unsere Idee, das Parkdeck für etwas anderes als das Abstellen von Autos zu nutzen, war aber schon älter. Sie wurde jedoch durch die Umstände der Pandemie zu einer besonderen und situativ günstigen Projektidee. Doch auf den letzten Metern der Vorbereitung ließen uns die seinerzeit steigenden Infektionszahlen zunächst doch noch einmal die Notbremse ziehen.



Foto: Philipp Wildfeuer.

Im Juli 2021 und danach nochmal im Oktober konnten wir dann endlich den Versuchsballon steigen lassen. Für viele Besucher*innen war es nach langen Monaten die erste Präsenzveranstaltung dieser Größenordnung, und dann auch noch an einem völlig neuen Ort. „Halb acht auf P8“ heißt dieses Format – kurz und knapp werden im Kontext der Shoppingwelt so präzise Uhrzeit und Treffpunkt angegeben. Der einer Parkscheibe nachempfundene Flyer nimmt spielerisch die ungewöhnliche Umgebung auf: ein Parkdeck mit Aussicht – den Norden hinauf bis zum Kölner Dom, an der Seite die Abtei auf dem Michaelsberg, nach Süden das Siebengebirge. Viel Platz für die „HimmelsZeltKapelle“ als Mitte und spirituelle Bühne, für Abstände zwischen Stühlen und auch Raum für zwanglose Begegnungen mit Abstand und frischer Luft, ob an den Themeninteraktionsobjekten oder an der mobilen WandelBAR der beteiligten Eventagentur (maimaldrei, Sankt Augustin) mit Getränk oder Snack. Poesie und Predigt, Nachdenkliches, neue Zugänge zu Leben und Glauben, gute Musik und auch etwas Gutes für den Leib – das waren die Zutaten für gelungene Abende zwischen Himmel und Erde. Das befreiende Gefühl in gelöster Stimmung trotz Pandemie an dem höchsten Punkt der Stadt, an dem man sich in dieser Art versammeln könnte, konnte man erhoffen, aber nicht vorplanen – auch nicht den wunderbaren milden Sommerabend und den ebenso wunderbaren Herbstabend. Die Auswahl des passenden Musik-Acts war eine schöne Gelegenheit, Neues auszuprobieren und auch bisher Ungewohntes zusammenzubringen. Und manchmal ergibt sich auch ganz unerwartet eine gute Gelegenheit: Für den Popchor und die Band des naheliegenden Rhein-Sieg-Gymnasiums war es der erste öffentliche Auftritt nach den strengen Einschränkungen der Pandemie – ein sehr befreiendes Erleben, das auch viele Familien mitfeiern wollten.

Beobachtungen dieser zweiten Phase

Auch wenn wir in den Monaten vor dem Beginn der Pandemie guten Besuch zu unseren noch eingeschränkten Öffnungszeiten und spannende Querschnitte in Alter, Interessen und Verweildauer der Besucher*innen feststellen konnten, so war es doch insgesamt ein wichtiger Schritt, auch aus dem Raum herauszugehen und mobil zu werden. Aktionen in der Mall oder im Park haben uns mit anderen Menschen und zu ganz anderen Themen in Kontakt gebracht. Themeninteraktionen und Impulse können auch mit leichten, mobilen Objekten umgesetzt und angeboten werden. Der feste Raum, die Kooperationspartner und die Erfahrungen als (kleiner) „Player“ im Center haben uns leicht Möglichkeiten eröffnet. Allerdings bleibt der logistische Aufwand eine Herausforderung. Mehr als in den festen vier Wänden ist das Angebot den Witterungsbedingungen und den Dynamiken in der Stadt und der Shoppingwelt ausgesetzt. Es ist jeweils zu kalkulieren, ob der Aufwand geleistet und gerechtfertigt werden kann. Wir können aber feststellen, dass ein Investment an dieser Stelle

lohnend und anregend sein kann und die Reichweite unserer Botschaft und unseres Angebotes vergrößert. Trotzdem bleibt besonders in der Zeit der Pandemie die Herausforderung, neue Engagierte zu finden für das beständige, aber von Einschränkungen betroffene Angebot im Raum wie auch für Aktionen.

Nach einem guten Jahr im Center konnten wir im Februar 2020 – unter Coronabedingungen kaum vorstellbar – mit den Engagierten und Gästen, unter anderem dem damaligen Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und einem Weihbischof des Erzbistums Köln, im LebensRaum Kirche Gottesdienst feiern. Es war eindrucksvoll, die Erlebnisse, die Erfahrungen und die Gemeinschaft zu feiern. Die pandemiegeprägte Zeit danach erscheint in mancher Hinsicht durch die Kontaktbeschränkungen, durch Schließungen, durch die große Zurückhaltung der Menschen, sich in Räumen wie unseren aufzuhalten, wie ein partieller Stillstand oder wie ein Treten auf der Stelle, manchmal einfach auch wie gähnende Leere.

LebensRaum Kirche, Frühjahr 2022 (erzählerisches „Jetzt“)

Die Pandemie klingt aus, die Masken fallen, vieles scheint leichter zu werden. Doch andere Krisen bestimmen die Nachrichten, und auch im lokalen Bereich sind Veränderungen und Belastungen nicht zuletzt für die Shoppingwelt gegeben. Wirtschaftliche Entwicklungen haben Einfluss auf Besucher*innenströme und -verhalten. Unsere Öffnungszeiten werden flexibler gehandhabt und wieder ausgedehnt, die ganz frühe Perspektive von ausgedehnterer Präsenz und Ausbau in vielen Richtungen scheint wieder greifbar. Vorsichtige Schritte werden möglich. Die etablierten und neue Veranstaltungen in der Mall sowie Beteiligungen an Aktionen im Center können verfolgt werden. Besondere Gelegenheiten, die sich ergeben, können dank der Erfahrungen und der vorhandenen Grundstruktur genutzt werden. Unser vielleicht größtes bisheriges Projekt wird ein geplanter Pop-up-Store: Ein kurzfristiger Leerstand im Center ermöglicht uns in einem Ladenlokal thematische Ausstellungen. Mit Inventarelementen aus dem LebensRaum, den Engagierten aus den Öffnungszeiten und Aktionen sowie mit besonderen und außergewöhnlichen neuen Elementen wollen wir Neues erproben, Menschen ansprechen und Neugierde wecken. Wir sind gespannt, wer alles bei uns „hineinschnuppert“, ins Gespräch kommt und Resonanz zeigen wird. Die bisherigen Kooperationen mit Vereinen und Institutionen in der Nutzung des Raumes sowie in Veranstaltungen sollen intensiviert werden.

Beobachtungen dieser dritten Phase

Die neuen Aspekte unseres Engagements und unserer Präsenz in der Urbanen Mitte entsprechen unserem ersten Konzept und entfalten es weiter. Nach wie vor wollen wir vielfältig dort gegenwärtig sein, wo Menschen in der Stadt unterwegs sind, sich bewegen zwischen Ärzten, Ämtern und Kultur, in Freizeit und in Besorgungen des alltäglichen oder erweiterten Bedarfes – wo das Leben pulsiert. Hinschauen und hinhören, ansprechbar sein kann an vielen Orten und in verschiedenen Formaten gelingen. Zum Ausruhen einladen, Begegnung ermöglichen, zuhören und auch Impulse geben findet auch in dieser Zeit Resonanz. Allerdings braucht es manchmal langen Atem, um Durststrecken in Veränderungen und Unsicherheiten auszuhalten. Unsere Strukturen in der Organisation und mit den Engagierten haben sich auch unter diesen Belastungen als tragfähig erwiesen. Weiter halten wir unser Angebot vor, mitten in der Stadt, außerhalb eines Kirchengebäudes, mitten unter den Menschen und nahe an ihrem Alltag die Chance zu eröffnen, den Fragen des Lebens nachzugehen und Gott im Alltag, aber auch in Unterbrechungen zu entdecken und zu begegnen. Und nicht nur in unserem Raum, sondern an anderen Stellen. Weiter sammeln wir Erfahrungen und lernen als besonderer Akteur in der Stadtgesellschaft, im Center und im Veranstaltungsbereich.

LebensRaum Kirche, huma Shoppingwelt und in Sankt Augustin, Oktober 2022 (Zukunftsvision)

Viele Projekte verstetigen sich auch nach den Testphasen: Immer wieder gibt es kurze Gelegenheit für einen Pop-up-Store oder eine ähnliche Form von sichtbarer und längerer Präsenz im öffentlichen Raum; der LebensRaum Kirche behält seine einladende, ästhetisch abgestimmte und wechselnd thematische Grundform, erfährt aber eine dynamische und flexiblere Raumgestaltung; regelmäßig werden Aktionen in Flächen geplant und umgesetzt; das Parkdeck P8 (oder in der Schlechtwetteralternative P7) wird häufiger genutzt; Aktionszeiträume, Orte und Akteure, von denen wir noch gar nicht wissen, werden in weiteren Testphasen und kurz- wie langfristigen Kooperationen ins Spiel gebracht; fast vier Jahre ist der besondere, nicht kommerzielle Begegnungsraum nun ein Teil des Centers, aber gefühlt waren es vielleicht nur effektive zwei Jahre; eine in frühen Planungen so genannte Pionierphase ist durch die äußeren Bedingungen und auch aus innerer Dynamik noch nicht zu Ende – vielleicht wird sie das aber auch nie sein, und das ist auch gut so.

Kirche neu denken

Ökumenisches Symposium zu Erprobungsräumen und Kirchenentwicklung

Darf es anders sein? Zumindest auch, auch mal? Und was heißt anders?

Das sind keine trivialen Fragen! Veränderungen, Innovationen, Experimente – all das steht im kirchlichen Raum immer noch häufig unter dem Vorbehalt der Erlaubnis, muss sich rechtfertigen. Dass sich das zunehmend ändert, liegt auch an den Erprobungsräumen der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM). Sie waren der Ausgangspunkt für das Symposium „Kirche neu denken – Kirche erproben. Auf der Suche nach neuen Formen kirchlichen Lebens“. Von vornherein als Hybridveranstaltung geplant, digitalisierte sich die Veranstaltung coronabedingt zusehends, so dass vom 22. bis 24. März 2022 nur wenige Beteiligte physisch im Augustinerkloster Erfurt anwesend waren; vor den Bildschirmen fanden sich dagegen zeitweise etwa 150 Personen ein. Das zeigt die breite Resonanz auf diese ökumenische, freilich stärker evangelisch geprägte Veranstaltung, die so durchaus – auch wenn keine Face-to-Face-Begegnungen möglich waren – auf breiter Front Vernetzung und Austausch ermöglichte.

Etwa über die Frage, was „Innovation“ eigentlich bedeutet. Gut verdeutlichen lässt sich das an den **Erprobungsräumen der EKM**: Seit 2015 werden mit diesem Programm neue Sozialformen von Kirche erprobt und gefördert – materiell, aber eher mehr noch durch Begleitung und Vernetzung. Diese sollen sich von herkömmlichen Kirchengemeinden unterscheiden – doch dieses Anderssein kann sich in ganz unterschiedlichen Aspekten ausdrücken und sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Das machte gerade auch die Evaluation einiger der mittlerweile über fünfzig Projekte deutlich, die beim Symposium ausführlich vorgestellt wurde: Teilweise verbleiben die Projekte doch deutlich in herkömmlichen Logiken und kirchlichen Praktiken und gehen nur in einzelnen Punkten (etwa stärkere Sozialraumorientierung) darüber hinaus.

Dennoch steckt darin deutliches **kirchenentwicklerisches Potenzial** – nicht nur, weil mittlerweile eine ganze Reihe von evangelischen Landeskirchen mit eigenen Programmen an die Erprobungsräume der EKM anknüpft. Auch in der EKM zeigt sich, dass sich das Bild von Kirche durchaus ändert und „Erproben“ zunehmend akzeptiert und geläufig wird. Das ist nicht selbstverständlich: In einer Runde, in der in Form eines Interviews vier Innovationsprogramme aus verschiedenen Landeskirchen und Bistümern vorgestellt wurden, wurde dann schon einmal berichtet, man sei mit einem „lächelnden Fallbeil“ begrüßt worden oder man hoffe, sich in zehn Jahren nicht mehr für seine Arbeit rechtfertigen zu müssen.

Wie viel anders darf und muss es also sein? Eine Frage, die bei der Tagung wiederholt thematisiert wurde! Braucht es radikale Innovation oder darf man sich mit inkrementeller Zufriedenheit – die dann aber vielleicht in Wirklichkeit nur eine Optimierung des Bestehenden wird? Und weiterhin: Ist man auch bereit und imstande zur Veränderung dergestalt, dass man nicht Neues hinzufügt, sondern Altes weglässt und aufgibt?

Kirchlicherseits geht es derzeit aber offenbar nach wie vor meistens darum, erst einmal Blockaden und Trägheitseffekte zu überwinden und in Bewegung zu kommen. Die Erprobungsräume signalisierten die Erlaubnis zum Anderssein – mit dieser Aussage in seinem Vortrag dürfte Michael Herbst, der Leiter des Instituts zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG), nicht allein stehen. Und Jan-Christoph Horn, Kirchenentwickler im Bistum Münster, wies darauf hin, dass sich ein Kulturwandel nicht einfach machen oder gar erzwingen lässt – man könne die bestehende Kultur durch verändertes Verhalten höchstens „beeindrucken“; allerdings: Man müsse die Dinge auch oft genug anders machen und mit genügend Intensität anders, um (vielleicht) einen Kulturwandel zu bewirken.

Umgekehrt lief auf dem Symposium auch die Frage mit: Was ist mit dem Bisherigen? Mit den herkömmlichen, territorial orientierten Pfarreien und Kirchengemeinden, mit der „Volkskirche“? Hat das auch weiterhin seine Berechtigung? Ja, war durchaus immer wieder zu hören; auch dort werde wichtige Arbeit geleistet und gebe es auch Innovatives. Die Soziologin Maren Lehmann würdigte in ihrem Vortrag sogar die institutionelle Stabilität der Kirchen. Sie verwies aber auch darauf, dass Veränderung unausweichlich sei; und: Die Kirchen könnten viel Veränderung hinnehmen, weil sie enorm viel internen Konflikt aushielten.

Einen interessanten Blick von außen – aus dem Feld der Organisationsentwicklung – wirft



Dr. Martin Hochholzer ist Referent für Evangelisierung und Charismenorientierung in der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

hier das Konzept der Ambidextrie, das Gudrun L. Töpfer vom Thinktank Ambidextrie in einem Workshop vorstellte: Für das langfristige Fortbestehen einer Organisation oder eines Unternehmens ist es hilfreich, mit zwei „Betriebssystemen“ fahren zu können: im Exploit-Modus lässt man Eingespieltes, gut Funktionierendes möglichst reibungsfrei laufen; im Explore-Modus geht man auf Erkundung und experimentiert, um so einer veränderten Umwelt, sich wandelnden Rahmenbedingungen zu begegnen.

Nicht wirklich erstaunlich ist, dass Töpfer auch auf eine Neigung von Organisationen zum Exploit-Modus hinwies, die es auszugleichen gelte. Tendenzen, in Routinen zurückzufallen bzw. neue Routinen zu entwickeln, kennt man ja auch im kirchlichen Raum. (Und auf dem Symposium wurde auch die Frage angerissen, wenngleich auch nicht weiter behandelt, wie Erprobungsräume etc. letztlich zum neuen Normal werden können.)

Dass sich aber überhaupt erst einmal eine Offenheit für Veränderungen und das Erproben etabliert, ist eine Frage der Haltung oder eines Kulturwandels. Dafür brauche es auch einen Wandel des kirchlichen Blicks auf das Außen, auf die Gesellschaft, so Georg Lämmlin, der Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI). Und Michael Herbst wies darauf hin, dass eine solche Transformation dauere, weshalb kirchliche Erprobungsräume auch eine langfristige Perspektive benötigten.

Es braucht aber auch das nötige Personal. Vor allem am dritten Tag ging es um die Konsequenzen für die Ausbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen. Vereinzelt gibt es bereits Ausbildungsgänge für „Pioniere“. Doch damit stellen sich neue Fragen: Entwickelt sich hier ein neuer pastoraler Beruf – oder kommt es mehr darauf an, bereits pastoral Tätige fortzubilden? Vielleicht am besten beides!

Und letztlich geht es auch – wie eigentlich stets – ums liebe Geld. Warum müssen immer innovative Projekte schauen, wie sie sich finanzieren, oder werden sogar aufgefordert, Drittmittel einzuwerben, während das Bestehende ganz selbstverständlich weiter alimentiert wird – so eine Frage auf dem Symposium. Wie die Rückmeldung von Matthias Kreplin, Oberkirchenrat in der Evangelischen Landeskirche in Baden, als Tagungsbeobachter deutlich machte, spielen hier auch die Sparzwänge in Landeskirchen und Diözesen mit hinein und verlangen nach einer Neuverteilung der knapper werdenden Ressourcen.

Von einer „Ökumene der Sollbruchstellen“ sprach Simone Twents, Leiterin der strategischen Initiative für pastorale Innovation im Bistum Fulda, eine weitere Tagungsbeobachterin: Alle arbeiten sich an denselben Fragen ab. Dass dies im ökumenischen Austausch geschehen konnte, ist den Veranstaltern des Symposiums zu verdanken: der Akademie des Versicherers im Raum der Kirchen (vrk), die die organisatorische Federführung übernommen hatte, dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD (SI), dem Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung der Universität Greifswald (IEEG) sowie der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP). Deren Leiter, Hubertus Schönemann, arbeitet übrigens auch im Fachbeirat der Erprobungsräume der EKM mit – ein Beispiel dafür, wie sich evangelische und katholische Kirchenentwicklung zunehmend verzahnen, was sich nicht zuletzt auch darin widerspiegelte, wie sich bei diesem Symposium evangelische und katholische Beiträge gegenseitig ergänzten.

Aus dem – leider etwas zu dicht gefüllten – Programm konnten in diesem Bericht nur ausgewählte Aspekte vorgestellt und nur einige der Referentinnen und Referenten genannt werden. Wichtiger ist aber, dass die Dynamiken der Veränderung, des Erprobens und der Kirchenentwicklung, die das Symposium zusammenführte, weiterlaufen und sich weiter verbreitern. Dazu mag dann auch der Tagungsband beitragen, der noch in diesem Jahr erscheinen soll.

Charismatisch, evangelikal und katholisch

Eine theologische Unterscheidung der Geister

Das Gebetshaus Augsburg und das *Mission Manifest* sind die vielleicht bekanntesten Manifestationen eines evangelikal-charismatischen Katholizismus, der in Deutschland seit einigen Jahren verstärkt für Kontroversen sorgt. Während zum herkömmlichen konservativen Lager manch inhaltliche Nähe und auch Kooperationen bestehen, ist das Verhältnis zum kirchlichen „Mainstream“ stark durch gegenseitige Abwehrreflexe geprägt: Häufig hält man wenig voneinander und möchte miteinander nichts zu tun haben.

Willibald Sandler will mit seinem Buch vermitteln. Er selbst lebt gewissermaßen „zwischen den Welten“, was sich auch in den beiden Geleitworten höchst unterschiedlicher Personen widerspiegelt: Roman Siebenrock ist Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Universität Innsbruck, wo auch Sandler lehrt. Johannes Hartl leitet das bekannte Augsburger Gebetshaus – so wie auch Sandler ein (allerdings wesentlich kleineres) Gebetshaus leitet. In einem „persönlichen Nachwort“ schildert Sandler, wie er von der akademischen Arbeit zum Charismatismus kam: über die Auseinandersetzung mit dem Thema Wunder – und persönliche Erfahrungen.

Damit sind schon einmal drei Aspekte benannt, die das Buch durchziehen und an denen sich der Leser und die Leserin reiben kann: Was an „übernatürlichem“ Wirken gestehen wir Gott zu? Welche Rolle dürfen persönliche Erfahrungen spielen? Und welche Bedeutung kommt einer theologisch-wissenschaftlichen Betrachtung zu?

Eine „Unterscheidung der Geister“ hat sich Sandler auf die Fahnen geschrieben, wenn er in drei Hauptteilen zu klären versucht: Was ist „evangelikal“, „charismatisch“ und – in Verbindung damit – „katholisch“? Dabei geht er grundlegend historisch vor, indem er Entwicklungslinien in Evangelikalismus und Charismatismus nachzeichnet. Vor allem möchte er erklären, wie es im Laufe der Zeit zu sehr unterschiedlichen Ausprägungen dieser beiden großen Stränge des Christentums kam. Kundig führt er in Anliegen, Hintergründe und Entwicklungen ein. Es ist geradezu schade, dass Sandler hier nur ausgewählte Zeiträume bzw. AkteurInnen behandelt: Seine Darstellungen gehen in die Tiefe, erschließen Zusammenhänge und geben zugleich einen guten Überblick. Doch geht es Sandler mit seinem historischen Durchgang darum, darzustellen, wie wesentliche Züge von Evangelikalismus und Charismatismus sich ausgebildet haben.

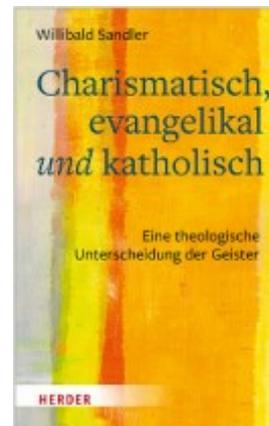
Zugleich spart Sandler nicht mit Kritik, wo es ihm angebracht erscheint. Und er hat viel zu kritisieren! Er identifiziert Einseitigkeiten, theologisch nicht Tragfähiges und Fehlentwicklungen. Für den Rezensenten wurde insbesondere deutlich, wie führende Gestalten der Erweckungsbewegungen immer wieder eigene Erfahrungen – des Heiligen Geistes, der Bekehrung, der Heiligkeit, der Heilung, ekstatischer Phänomene – verabsolutiert und in unzulässiger Weise verallgemeinert haben: mit großem missionarischen Eifer und in der Erwartung, dass der geistliche Weg anderer ähnlich verlaufen müsse.

Sandler geht ausführlich darauf ein und stellt dem insbesondere seine Kairostheologie entgegen: Gott schenke Einzelnen und auch Gemeinschaften, Bewegungen etc. Zeiten seiner Gnade, wo Besonderes möglich sei „wie Wunder oder ein Leben in einem ungewohnten Grad von Heiligkeit“ (36). Diese Zeiten aber lassen sich nicht erzwingen oder auf Dauer stellen: Man kann den rechten Zeitpunkt etwa zur Umkehr verpassen – und man darf nicht erwarten, dass besondere Erfahrungen ständig möglich sind.

Zugleich ist die Sympathie nicht zu übersehen, die Sandler den erwecklichen Strömungen und Erfahrungen entgegenbringt: Er sieht hier stets Zeichen von Gottes Wirken und Potenziale – die nur leider immer wieder Gefahr laufen zu pervertieren. Sinders Perspektive ist letztlich auch bei problematischen Phänomenen darauf gerichtet, „wie Gott in der Pfingstbewegung aus Allzumenschlichem Segensvolles entstehen ließ“ (114; vgl. 167 f.).

Der Hauptteil zum „Katholischen“ geht zwar auch auf einige ekklesiologische Grundzüge ein, aber mehr noch auf den Einzug des Charismatischen in die katholische Kirche: im Rahmen der Charismatischen Erneuerung, aber auch in neocharismatischen Formen und Organisationen. Wiederum wird dies in einem historischen Durchgang dargestellt. Sandler beleuchtet dabei auch den hohen Anspruch der Charismatischen Erneuerung, die *gesamte* Kirche mit ihrer Spiritualität durchdringen zu wollen.

Gewissermaßen eine Klammer für das Buch bildet die Auseinandersetzung mit dem *Mission Manifest*. Sie wird am Anfang kurz eingeführt und ist dann Inhalt des vorletzten Hauptteils, wo Sandler die Thesen des *Mission Manifest* der Reihe nach durchgeht. Auch hier bleibt Sandler seiner Linie treu, das aus seiner Sicht zu Würdige zu würdigen, aber zugleich



Willibald Sandler, *Charismatisch, evangelikal und katholisch. Eine theologische Unterscheidung der Geister*, Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2021, ISBN: 978-3-451-38703-6, 360 Seiten, € 28,00.

ausführlich problematische Aspekte herauszuarbeiten – bei grundlegendem Wohlwollen.

Neben vielem anderen kritisiert er, „dass der Sinn für eine [...] evangelistische Behutsamkeit und Diskretion im Mission Manifest weitgehend ausfällt“ (229). Er sieht hinter der Publikation eine junge Bewegung, die zu Übertreibungen neigt – und deshalb auf ihrem Entwicklungsweg zu begleiten ist (vgl. 236 f. und 288). Insbesondere plädiert er dafür, die Bedeutung der Theologie trotz aller evangelikal-charismatischen Begeisterung nicht zu übersehen (vgl. 288–292).

Gerade auf dieses Verhältnis der Erneuerungsbewegungen zur Theologie und auch zur Kirche fokussiert der Schlussteil des Buches. Sandler betont die gegenseitige Verwiesenheit: Für ihn sind die bestehenden Kirchen und nicht neugegründete Gemeinden die Orte, wo die „Starre eines Gewohnheitschristentum[s]“ (322) aufgebrochen werden soll. Und umgekehrt „kann eine gewachsene sakramentale Spiritualität der katholischen Kirche mit ihrer nüchternen ‚Schwarzbrotspiritualität‘ den charismatischen Bewegungen ein Gegengewicht und damit Schutz geben“ (326). Ähnlich verhält es sich laut Sandler mit der Theologie: Sie müsse „das Hören auf Gott neu lernen, indem sie sich in christlichen Milieus der gelebten Gott-Rede [...] regeneriert“ (328) – wobei Sandler hier freilich nicht nur evangelikal-charismatische Milieus im Blick hat. Für eine „Wiederbelebung [...]“ müssen sich TheologInnen auch auf Erneuerungsbewegungen einlassen, indem sie ihnen dienen – in einer wahrhaftigen und deshalb auch kritisch-solidarischen Weise – und sich zugleich von ihnen herausfordern, auch durchkreuzen lassen und so selber Erneuerung empfangen“ (332). Mit dem Buch ist also auch Kritik am „Mainstream“ von Kirche und Theologie verbunden, die aber nur im Schlusskapitel besonderes Gewicht bekommt.

Damit schließt Sandler den Kreis und ist seinem Anliegen durchaus gerecht geworden: „Mit diesem Buch möchte ich Potenziale und auch Gefährdungen von charismatischen und evangelikalen Bewegungen sichtbar machen: für die Menschen innerhalb der Bewegungen und für die katholische Kirche, wenn sie sich auf diese Bewegungen einlässt“ (35). Insgesamt also ein Buch, von dem man viel lernen kann. Es ist aber auch ein Buch, an dem man sich reiben kann.

Der Rezensent schätzt die Einblicke in evangelikal-charismatisches Denken und mehr noch Fühlen. Er ist beeindruckt davon, wie offen und intensiv (und natürlich mit theologischer Kompetenz) Sandler seine Kritik an der spirituellen Richtung ausbreitet, der er sich selbst zugehörig weiß. Das ist nicht nur zu würdigen, sondern könnte/sollte sogar Vorbild sein für selbstkritische Reflexion bei Christen und Christinnen *aller* Ausrichtungen und Spiritualitäten.

Zugleich bleibt der Rezensent aber skeptisch nicht nur bei etlichen einzelnen Aussagen, sondern insgesamt gegenüber Sinders „Denkwelt“, die doch deutlich von der Erwartung „außerordentlicher“, „übernatürlicher“ Phänomene und durch evangelikal-charismatische Logiken geprägt ist. Ihm ist etwa Sinders Vertrauen in entsprechende geistliche Erfahrungen dann doch noch zu groß (obwohl Sandler bereits sehr auf kritische Unterscheidung bedacht ist!). Aber bei dieser Skepsis spielt natürlich auch die andere Erfahrungswelt des Rezensenten eine Rolle – und diese ist ebenso natürlich kein Argument, sich nicht mit Sinders Denken auseinanderzusetzen.

Das Buch ist umfangreich, aber ohne Längen – Sandler weiß aufgrund seiner Expertise einfach so viel zu sagen, dass rund 350 Seiten mit vielfältigen Informationen und Aspekten prall gefüllt sind. Dass allein das Inhaltsverzeichnis zwölf (!) Seiten umfasst, sollte Leserinnen und Leser nicht abschrecken – die 32 (!) Kapitel stehen für eine gute, lesefreundliche Strukturierung eines Textes, der durchweg intellektuell-theologisch niveauvoll ist, ohne in abstraktes Fachkauderwelsch abzugleiten. Man kann seinen Darstellungen gedanklich gut folgen. Ein Glossar soll auch Nicht-TheologInnen das Lesen des Buches erleichtern.

Eines (aber das ist keineswegs das Einzige!) nimmt der Rezensent mit: Wenn jemand eine Glaubenserfahrung evangelikalen oder charismatischen Typs macht, ist das zuerst einmal einfach so und zu akzeptieren. Aber was er oder sie daraus macht, das ist eine ganz andere Sache, bei der Unterscheidung der Geister nottut. Sinders Buch ist zu wünschen, dass es dazu beiträgt – und auch zum besseren gegenseitigen Verständnis.

Martin Hochholzer

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

[» Übersicht](#) > [Ausgabe 1 | 2022](#) > [Zu dieser Ausgabe](#)

[Zu dieser Ausgabe](#)

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel1-2022_7

Bildnachweis Titelbild:

[oleg_mit/pixabay.com](#) – vereinfachte Pixabay-Lizenz

Download der gesamten Ausgabe als PDF

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14
99084 Erfurt
Tel.: 0361 / 54 14 91-0
Fax: 0361 / 54 14 91-90
sekretariat@kamp-erfurt.de
www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Dr. Ralph Poirel (Vorsitzender)
Registergericht: Amtsgericht Bonn,
Register-Nr.: VR 9063,
Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann
Holzheienstraße 14
99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010–2022 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1/2013:

Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2/2013:

Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Titelbild Ausgabe 3/2013:

Tobias Kläden, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 2/2014:

© stockphoto-graf / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 3/2014:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2015:

Roark / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2015:

AnnaER / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2015:

Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 1/2016:

© Rawpixel.com / Fotolia.com

Titelbild Ausgabe 2/2016:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2016:
NASA

Titelbild Ausgabe 1/2017:
Pieter Bruegel der Ältere [Public domain], via [Wikimedia Commons](#)

Titelbild Ausgabe 2/2017:
Martin Hochholzer, KAMP

Titelbild Ausgabe 3/2017:
OpenClipart-Vectors / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2018:
ElasticComputeFarm / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2018:
auntmasako / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2018:
walkerud97 / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2019:
Pexels / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2019:
Simedblack / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2019:
geralt / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2020:
Thomas Milz, Adveniat

Titelbild Ausgabe 2/2020:
Prawny / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2020:
hpgruesen / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 1/2021:
Bru-nO / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 2/2021:
Gina_Janosch / pixabay.com, public domain (CC0)

Titelbild Ausgabe 3/2021:
Samantha Borges / Unsplash

Titelbild Ausgabe 1/2022:
oleg_mit / pixabay.com, public domain (CC0)

Gestaltung

Georgy · Büchner
www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann
www.yellowlabel.de

| Katholische Arbeitsstelle
| für missionarische Pastoral

Impressum | Datenschutz | Redaktion